

DIE WELTWOCHEN



DJ Bobo: Mein Leben

Der erfolgreichste Schweizer Musiker wird persönlich.

Von Philipp Gut

«Man kann mit Putin sehr gut sprechen»

Václav Klaus über Russland, die Ukraine und die EU. *Von Florian Schwab*

Beziehung ohne Sex

Funkstille im Bett. Was tun?

Von Beatrice Schlag



WELCOME TO OUR WORLD



Im Epizentrum extremster Missionen verlassen sich Ausnahmepiloten, die täglich Höchstbelastungen ausgesetzt sind, hinsichtlich Sicherheit ausschliesslich auf die leistungsstärksten Instrumente. Im Epizentrum extremster Missionen ist die Avenger von Breitling in ihrem Element. Die Avenger Modelle, ein Konzentrat aus Performance, Präzision und Funktionalität, zeichnen sich durch ihre ultrarobuste Konstruktion und ihre Wasserdichtheit von 300 bis 3000 Tiefenmetern aus. In diesen authentischen Instruments for Professionals ticken von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierte Automatikwerke. Willkommen in der Welt von Breitling.



SUPER AVENGER II

Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Am Bellevue, Zürich



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Intern

DJ Bobo – bürgerlich: René Baumann – ist ein gerngesehener Gast in Presse, Radio, Fernsehen. Selten aber spricht er so offen wie im grossen Interview mit *Weltwoche*-Vize Philipp Gut. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass beide jeweils bei den Heimspielen des FC Luzern, wo Baumann im Beirat sitzt, Glücksmomente und Höllenqualen teilen. Was sagt man, wenn man seinen Vater erst im Alter von 33 Jahren das erste Mal bewusst sieht? Baumann spricht über Kindheit und Jugend, seine erste Band, die im Kartoffelkeller seiner Grosseltern probte, den Moment, als er den Schlüssel zum



Letzte Fragen: Popstar René Baumann.

Plattenschrank des Aarauer Jugendhauses in die Hände bekam, seine ersten Disco-Erfolge und die letzten Fragen der Menschheit («Es bleibt nur die Liebe»). Ende Mai gastiert der erfolgreichste Schweizer Musiker mit seiner neuen «Circus»-Tournee in Basel, Bern und Zürich. *Seite 36*

Der ehemalige tschechische Staatspräsident Václav Klaus pflegt regelmässige Kontakte zur Schweiz. Seine Schwester lebt seit Jahrzehnten in der Nähe von Zürich. Auch wirkte er an der Festschrift zum 60. Geburtstag von Avenir-Suisse-Direktor Gerhard Schwarz mit, ebenso wie an der Festschrift zum 70. Geburtstag von Robert Nef, dem Präsidenten des Liberalen Instituts. Im Januar 2013 präsentierte Klaus sein neues Buch auf Einladung des Think-Tanks Avenir Suisse im «Dolder Grand», hoch über Zürich. Vergangene Woche weilte Klaus erneut in der Limmatstadt («eine meiner Lieblingsstädte») und sprach am Donnerstagabend auf

Einladung des Liberalen Instituts – wiederum im «Dolder Grand». In aufgeräumter und heiterer Stimmung empfing Klaus unseren Redaktor Florian Schwab am folgenden Vormittag zu einem seiner seltenen Interviews. Klaus sprach über die Ukraine, seine Meinung zu Wladimir Putin und über die EU. Die Wahlen vom 25. Mai, so die nüchterne Einschätzung, werden in der Europäischen Union nichts zum Guten wenden. Dafür, so Klaus, seien die EU-Mitglieder noch zu reich. Beim anschliessenden Fototermin zeigte Klaus Humor und bestieg gar ein Elektrovélo, nicht ohne den Fotografen zu schelten: «Fotografen sind schlimmer als Journalisten.» *Seite 48*

«Ist es das Nationale, das uns verbindet?», fragt einer, der seinen Posten dem Nationalen verdankt, das er verachtet. SRG-Generaldirektor Roger de Weck schreibt im Vorwort zur neuen «Geschichte der Schweiz», die im Mai erscheint: «Die Schweizerinnen und Schweizer haben von Generation zu Generation den Willen aufzubringen, Nation zu werden.» Dafür brauchen sie angeblich noch eine Nationalgeschichte, herausgegeben von einem Geistesverwandten: vom Basler Professor und Polit-Aktivist Georg Kreis, der wie de Weck die Nation überwinden und die Schweiz in der EU aufgehen lassen will. Gelegentlich dränge es sich auf, das Gesamte darzustellen, schrieb Kreis, bevor er sich ans Werk machte. Und dieses Gesamte könne auch das Nationale sein, wobei – so die verklemmte Entschuldigung – «dieses als System und Funktion und nicht als Substanz verstanden sei». Redaktor Markus Schär setzte sich als promovierter Historiker mit dem Werk auseinander. Sein Befund: Es fehlt dem Herausgeber nicht an Patriotismus, sondern an Professionalität. *Seite 24*

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283,- (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40,- (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehriger,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.

Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Traumhafte Aussichten: Machen Sie mit beim *Panorama-Quiz* von UBS.

Gewinnen Sie mit etwas Glück ein Hotel-Wochenende für Sie und Ihre 30 besten Freunde oder einen der weiteren attraktiven Preise. Und so einfach geht es: Holen Sie sich Ihre Panorama-Sticker in einer UBS-Geschäftsstelle und beantworten Sie eine Frage zu einem der Aussichtsorte. Dabei erhalten Sie übrigens auch die neue Broschüre «Die 100 schönsten Aussichten» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit vielen Insider-Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



www.ubs.ch/entdecken

Gripen

Ohne glaubwürdige Armee gibt es keine unabhängige Schweiz. Der kluge Bundesrat Ueli Maurer und sein erfreulich bodenständiger Armeechef André Blattmann liegen richtig.
Von Roger Köppel

Jedes Land hat eine Armee, entweder eine eigene oder eine fremde. Bis heute ist kein anderes Konzept bekannt, das es dem souveränen Territorialstaat erlaubt, sich selber gegen Aggressoren zu verteidigen. Jeder Staat, der unabhängig sein und bleiben will, braucht eine Armee. Zu jeder Armee gehören Bodentruppen und eine Luftwaffe, allenfalls Kriegsschiffe. Keine reguläre Armee der Welt verzichtet auf Kampfflugzeuge, die periodisch ersetzt werden müssen. Deshalb gibt es keinen vernünftigen Grund gegen den Kauf neuer Maschinen des Typs Gripen E bei der Volksabstimmung vom 18. Juni.

Wer es vergessen, verdrängt oder noch nicht zur Kenntnis genommen hat, die Situation in der Ukraine zeigt es deutlich: Wer keine richtige Armee hat, macht sich zur leichten Beute. Er wird weder respektiert noch ernst genommen. Er wird zum Spielball fremder Interessen. Die Funktion einer Armee besteht darin, den Angreifer durch einen möglichst hohen Eintrittspreis abzuschrecken. Jedes Land muss zu jeder Zeit sein Terrain und seinen Luftraum schützen können. Souverän ist, wer die Ordnung sichert – oder ausser Kraft setzen kann. Ohne eine starke Armee gibt es keinen souveränen Staat.

Die Gripen-Gegner argumentieren, die Schweiz sei ausschliesslich von Freunden umzingelt. Solche Einsichten zielen am Wesentlichen vorbei. Sie verkennen die bereits realen Angriffe auf den Schweizer Wohlstand, der Neid, Begehrlichkeiten und Aggressionen weckt. Sie übersehen aber auch das Grundsätzliche: Jede staatliche Ordnung ist nur so stabil wie die Armee, die im Ernstfall zu ihrem Schutz aufgeboten werden kann. Das gilt nicht nur in Kriegs-, das gilt auch in Friedenszeiten. Wer zur Selbstverteidigung nur über ein Sackmesser verfügt, tritt anders auf als der Besitzer eines Gewehrs. Die Schweiz ist immer nur so stark und so selbstbewusst, wie es ihre Fähigkeit erlaubt, im Konfliktfall auch militärisch zu bestehen. Das Militär ist die Bedingung der Möglichkeit, dass es diesen Staat überhaupt gibt.

Seit dem Ende des Kalten Kriegs ist die Schweizer Armee systematisch demontiert worden. Vertreter des bürgerlichen Establish-



«Frage der Würde und der Glaubwürdigkeit.»

ments liessen sich von der Scheinwirklichkeit eines in Aussicht stehenden ewigen Friedens genauso benebeln wie linke Utopisten und Armeeschaffer. Die Schweiz sollte im Nirwana fremder Militärbündnisse aufgehen. Auf der Grabplatte der alten Schweizer Armee figurieren auch die Namen prominenter bürgerlicher Sterbehelfer: Kaspar Villiger (FDP), Adolf Ogi (SVP), Samuel Schmid (SVP).

Die Art, wie die Schweiz vom Ausland behandelt wird, hat auch mit ihrer Wehrbereitschaft zu tun. Am 20. November 1951 veröffentlichte der Nationale Sicherheitsrat der Vereinigten Staaten (NSC) einen hochgehei-

men Bericht. Unter dem Aktenzeichen NSC 119 lobten die Amerikaner die Schweiz als das Land mit der «grössten Verteidigungsfähigkeit» in Europa. Insbesondere der Wehrwille sei gewaltig («formidable»). NSC 119 kam zum Schluss, dass die Schweiz mit ihrer damaligen Armee «wichtig» sei für die nationale Sicherheit der USA.

Natürlich kann man solche Papiere aus dem Kalten Krieg nicht eins zu eins auf heute übertragen. Dennoch bleibt der respektvolle Ton des Geheimpapiers eindrücklich. Die wehrhafte Schweiz war eine Tatsache und nicht einfach ein Propaganda-Mythos der «geistigen Landesverteidigung», wie heutige Historiker und Politiker so süffisant wie geschichtsblind behaupten.

Man sollte allerdings die Bedeutung einer hervorragenden Armee für einen neutralen Kleinstaat nicht nur am Eindruck festmachen, den sie bei anderen hinterlässt. Es ist auch eine Frage der Würde und der Glaubwürdigkeit, ob ein Staat, der von sich behauptet, unabhängig zu sein, bereit ist, die Kosten und Mühen zu tragen, im Kriegsfall seine Grenzen, sein Gebiet und seine Bevölkerung zu schützen.

Heute geht es nicht darum, ob wir einen besseren oder schlechteren Flugzeugtyp beschaffen. Es geht darum, ob die Schweiz zu einer glaubwürdigen Landesverteidigung und damit zur staatlichen Unabhängigkeit steht. Die Schweizer Armee ist in den letzten Jahrzehnten bis auf die Knochen abgespeckt worden und darüber hinaus. Zu Beginn der neunziger Jahre hatte die Luftwaffe noch über 300 Maschinen. In der Herbstsession 1991 des Nationalrats herrschte die Meinung vor, dass unterhalb einer Truppenstärke von 400 000 Mann die Schweiz nicht mehr verteidigt werden könnte. Heute müssen die Verfechter der Armee auf den Knien betteln, bis man ihnen 100 000 Mann und – vielleicht – eine Luftwaffe von etwas über fünfzig Flugzeugen bewilligt.

Bundesrat Ueli Maurer hat das Kunststück fertiggebracht, seine Armeeführung hinter den Gripen zu bringen, obschon einige Insider zunächst einen teureren und angeblich besseren Flieger wollten. Der Wehrminister – das zeigte die letzte «Arena»-Debatte des Schweizer Fernsehens – ist seinen linken und grünliberalen Gegnern und Kritikern argumentativ und an Vertrauenswürdigkeit klar überlegen. Die Schweiz braucht eine Armee. Eine Armee braucht eine Luftwaffe. Die alten Tiger-Flugzeuge, deren Prototyp 1959 erfunden wurde, müssen ersetzt werden. Der Gripen E ist nach Auffassung des erfreulich bodenständigen Armeechefs André Blattmann eine taugliche Lösung zu vernünftigen Kosten. Wer zur Armee und damit zur Schweiz steht, kann sich am 18. Mai dieser simplen Logik nicht verweigern.





Am Limit: Historiker Kreis. Seite 24



Ignoriert: Urs und Bernhard Wenger. Seite 30



Alltag ist die wahre Frühförderung: Seite 34



Dix-Werk: Anita Berber. Seite 54

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Die moderne Ehe ist keine
- 11 **Im Auge** Sir Alec Ferguson, Nase für alles
- 12 **Fussball** Justizversagen
- 12 **Medizin** Im Supermarkt
- 12 **Schweiz** Noch 13 Jahre
- 13 **Personenkontrolle** Rauch, Läubli, Riklin, Pachaury, Morgenthaler, Wolff
- 13 **Nachruf** Vujadin Boskov, Fussballtrainer
- 14 **Brief aus Berlin** Entleerte Zonen
- 15 **Benchmark Schweiz** Eldorado für die EU
- 16 **Die Deutschen** Runder Tisch
- 16 **Wirtschaft** Zwei Paar Schuhe
- 17 **Ausland** Indien – und es funktioniert
- 18 **Mörgeli** Länger schlafen dank Fussball
- 18 **Bodenmann** Ein Liter Heizöl für 24 Rappen
- 19 **Medien** Niedergang der Publigroupe
- 19 **Gesellschaft** Junge Braut
- 20 **Darf man das?**
- 21 **Leserbriefe**

Hintergrund

22 Von A bis Z in die Intrige verstrickt

Neue Dokumente belasten SP-Politikerin Regine Aeppli

24 Grenzen des Geschichtsschreibers

Die grosse Mission des Historikers Georg Kreis

27 Politologie Michael Hermann vs. Roger Köppel

28 Syrien Ein Christenhund weniger

30 Anderes zu tun

Untätige Jugendanwaltschaft nach einem Gewaltdelikt

32 Ministerium für Umerziehung

Methoden der Hilfswerke und NGOs (Teil 2)

34 «Da wird das Kind zum Projekt»

Sinn und Unsinn der Frühförderung

36 DJ Bobo: Mein Leben

René Baumann alias DJ Bobo im grossen Lebensinterview

42 Eurovision Song Contest «Switzerland: zero points»

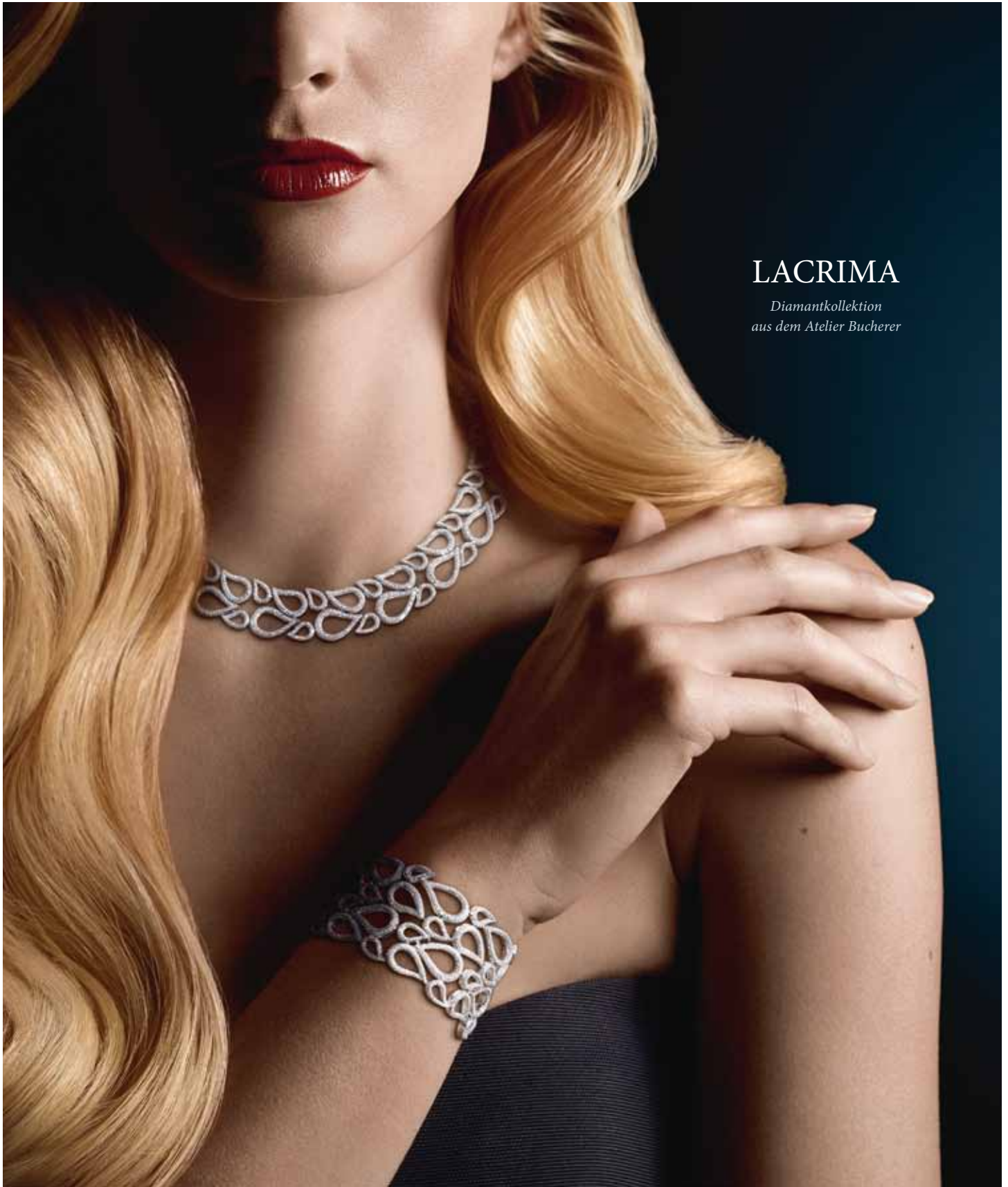
44 Beziehung ohne Sex

Bei vielen Paaren herrscht Funkstille im Bett

46 Späte Einsicht eines kalten Kriegers

Robert Gates, ehemaliger Verteidigungsminister der USA, kritisiert mangelndes Verständnis für Russlands Interessen

ZAUBER | GLANZ



LACRIMA

*Diamantkollektion
aus dem Atelier Bucherer*

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Für mich gibt es EU-Realisten und EU-Naivisten»: Ex-Staatspräsident Klaus. Seite 48

Interview

48 [«Man kann mit Putin sehr gut sprechen»](#)

Der ehemalige tschechische Staatspräsident Václav Klaus über sein Verhältnis zu Wladimir Putin und die Masseneinwanderungsinitiative

Stil & Kultur

52 [Stil & Kultur Graswurzel-Gesicht](#)

54 [Bestseller](#)

54 [Mittagessen für 15 Milliarden](#)

[Das Leben des Malers Otto Dix](#)

57 [Jazz Klaus Koenig – Seven Things](#)

58 [Top 10](#)

58 [Kino «Snowpiercer»](#)

59 [Fernseh-Kritik «Literaturclub»](#)

60 [Namen Tourist in Moskau](#)

61 [Hochzeit Amiira Ruotola und Greg Behrendt](#)

61 [Thiel Talk zur Freiheit](#)

62 [Stilkritik Exzentrische Mode-Blogger](#)

63 [Die Liste Die haben den Dreh raus](#)

63 [Klassiker Teekanne «Filio»](#)

63 [Hat das Stil? Wie viele Parfüms braucht der Mann?](#)

64 [Wein Rutishauser Barossa. 2007, 2010, 2011](#)

64 [Zu Tisch Andreas Caminada, Starkoch](#)

65 [Auto BMW i3+](#)

66 [MvH trifft Enzo Enea, Landschaftsarchitekt](#)

Autoren in dieser Ausgabe

Michael Hermann



Der Politologe sorgt mit seinen Parlaments- und Parteienanalysen regelmässig für Diskussionen. Er wehrt sich gegen die Kritik von *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel in der letzten Ausgabe («Hermanns Hokuspokus») an seiner Auswertung der Parteiparolen der letzten dreissig Jahre. Seite 27

David Klein



Der Basler Musiker und Komponist arbeitete zusammen mit Künstlern wie Kenny Clarke, Billy Cobham und Dee Dee Bridgewater. In seinem Essay erklärt er, warum seiner Meinung nach die Schweiz auch dieses Jahr am Eurovision Song Contest leer ausgehen wird. Seite 42

Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH



REFRESH-BUTLER

Das innovative Pflegesystem
für Ihre schönsten Kleider.

Gut erfunden: Der REFRESH-BUTLER mit der Weltneuheit Photokatalyse

Das innovative Pflegesystem in Schrankform ist die komfortable Lösung für delikate Textilien, die besonders schonend gepflegt werden wollen. Hochwertige Kleider wie Anzüge, Abendroben oder Mäntel werden mit Photokatalyse und Dampftechnologie sorgfältig aufgefrischt, entknittert, hygienisiert und getrocknet. Freuen Sie sich auf eine täglich frisch



gepflegte Garderobe. Mehr über den REFRESH-BUTLER erfahren Sie unter vzug.ch/REFRESH-BUTLER



Führend in Küche und Waschraum



Exklusive BMW-Motorradtour mit Tom Lüthi: Charity-Fahrt in den Schwarzwald

Testen Sie ausgewählte BMW-Motorräder auf einer kurvenreichen Fahrt in den Schwarzwald und profitieren Sie dabei von Tom Lüthi's Erfahrung – auch er ein passionierter BMW-Fahrer.

Unsere Überraschungstour führt vom Hauptsitz der BMW (Schweiz) AG in Dielsdorf in den Schwarzwald. Es erwartet Sie eine eindrucksvolle Tour, die jeden Motorradfahrer begeistert – eine Tour aus Freude am Fahren. Doch nicht nur das: 100 Prozent der Einnahmen gehen an die Kinderkrebshilfe Schweiz. Eine Einrichtung, die wir seit Jahren unterstützen und die uns sehr am Herzen liegt.

Auf der Tour wird uns Tom Lüthi begleiten und während der Pausen mit gutem Rat zur Seite stehen. Als passionierter Fahrer einer BMW R 1200 GS Adventure ABS weiss er auch abseits der Rennpiste, auf was es wirklich ankommt. Nutzen Sie die Gelegenheit, um von seinem Wissen zu profitieren und Ihre persönlichen Fertigkeiten zu verbessern. Mit dabei ist ausserdem Walter Wobmann, Nationalrat und als

FMS-Präsident natürlich leidenschaftlicher Motorradfahrer. Bevor die Tour beginnt, können Sie in Dielsdorf Ihr Fahrzeug aus unserer Motorradpalette wählen – egal ob Sportler, Tourer oder Enduro. Während des Tages ist es Ihnen selbstverständlich freigestellt, mit anderen Fahrern die Motorräder zu tauschen.

Sollte das Wetter nicht mitmachen, haben wir ein Schlechtwetterprogramm vorbereitet. Eine kurze Tour werden wir uns bestimmt nicht nehmen lassen – schliesslich sollen Sie die Möglichkeit haben, die BMW-Motorrad-Modellpalette zu testen. Danach können Sie sich in einem Gokart-Rennen mit Tom Lüthi messen. So oder so ein guter Tag. Falls Sie mehr erfahren oder sich anmelden möchten, schreiben Sie an weltwoche@bmw.ch oder rufen Sie uns unter 0844 250 260 an.

Platin-Club-Spezialangebot

BMW-Motorrad-Ausfahrt mit Tom Lüthi in den Schwarzwald für Fr. 250.– pro Teilnehmer, Mittagessen und der Eintritt für die Kartbahn bei Schlechtwetter sind inbegriffen.

Datum: Dienstag, 27. Mai 2014
Zeit: 9 bis ca. 17 Uhr
Treffpunkt: BMW-Niederlassung Dielsdorf, Industriestrasse 6, 8157 Dielsdorf

Kosten: CHF 250.– pro Person und Tag; wird zu 100 Prozent an die Kinderkrebshilfe Schweiz gespendet.

Ausrüstung: Die Teilnehmer sind gebeten, mit adäquater Motorrad-Sicherheitsausrüstung zu erscheinen. Es ist zudem ein Führerausweis der Kat. A erforderlich.

Weitere Infos/Anmeldung: www.bmw-motorrad.ch oder über Tel. 0844 250 260 weltwoche@bmw.ch

Veranstalter: BMW (Schweiz) AG, Industriestr. 20, CH-8157 Dielsdorf

www.weltwoche.ch/platinclub



Die moderne Ehe ist keine

Von Urs Paul Engeler — Die Öffnung der Ehe für alle bedeutet deren Ende. Zugeben wollen die Abschaffer dies noch nicht.

Vom Flyer, der zur «Tagung für ein modernes Familienrecht in der Schweiz» lädt, lächeln zwei Frauen, zwei Männer und zwei Kinder. Wie die sechs zueinander stehen, ist interpretierbar: Es könnten zwei altmodische Ein-Kind-Ehepaare sein, die dann allerdings nicht ganz zum Tagungsziel passen, oder zwei Konkubinatspaare oder zwei gleichgeschlechtliche Paare mit adoptiertem Nachwuchs, die den Ehestatus anstreben, oder vielleicht eine fröhliche Ménage-à-quatre, die auch familienrechtlichen Schutz will. Alles ist möglich.

Auf jeden Fall wird alles Mögliche ange-dacht im Departement von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP), damit das alte Familienrecht zügig von der abendländischen Tradition der Ehe als Verbindung zwischen Mann und Frau abgekoppelt und «künftigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen angepasst werden kann». Basis für die Diskussionen am 24. Juni bildeten drei juristische Gutachten, die bereits im letzten Sommer abgeliefert, vom Bundesamt für Justiz publiziert, aber noch kaum beachtet worden sind.

Das Schweizerische Institut für Rechtsvergleichung listet auf hundert Seiten auf, welche Formen von Ehen und Familien in aller Welt anerkannt werden und so als Vorbilder für das künftige Schweizer Recht dienen könnten, zum Beispiel das nordische Modell der doppelten Mutterschaft: «So wurde in Norwegen im Jahre 2009 zugleich mit Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe die künstliche Befruchtung für weibliche gleichgeschlechtliche Paare zugelassen. Mit dieser einher ging die sogenannte Mitmutterschaft (*medmorskaps*), welche die Mitmutter rechtlich dem Vater gleichsetzt. Ferner ermöglicht die Leihmutterschaft den Wunscheltern die rechtliche Elternschaft.» Verschiedene Länder, meint das Institut, tendierten zu ähnlichen Lösungen.

Billiger Winkelzug

Der emeritierte St. Galler Professor Ivo Schwander mahnt dazu, das Schweizer Recht erstens ganz auf die internationalen Sitten und zweitens auf nahende Entwicklungen auszurichten: «In Zukunft kommen u. a. auf uns zu: Ehen auf Zeit, polyamouröse Gemeinschaften.» (Mit «polyamourös» sind wohl Verhältnisse wie Vielweiberei, Mehrmännerei oder buntgemischte und munter wechselnde Ménages-à-plusieurs gemeint.) Offen in diese Richtung argumentiert, aufgrund der zuneh-



Munter wechselnde Ménages-à-plusieurs.

menden Islamisierung der Gesellschaft, ebenfalls die dritte Gutachterin, die Basler Professorin Ingeborg Schwenzer: «Verhandelbar wird auch das Verbot polygamer Ehen werden, auch wenn es bis heute fest in christlich-abendländischer Tradition verankert ist.»

Konsequent weitergedacht, bedeuten diese offiziellen Vorschläge, dass künftig alle denk- und irgendwie lebbaren Kombinationen von Menschen als «Ehen» oder «Familien» gelten sollen. Da das Gesetz jedoch nicht jede individuell gewünschte «moderne» Konfiguration regeln kann, schafft dieser Trend das spezielle staatliche Institut der Ehe am Ende ab. Die Eheschliessung würde als rein privater Akt ihren religiösen, moralischen und emotionalen Wert behalten. Der Staat aber bliebe vor der Tür.

Was offenbar doch nicht sein darf. Mit nicht nachvollziehbaren Argumenten wehrt Gutachterin Schwenzer sich gegen ihre eigene Logik der Entwertung der tradierten Ehe und erfindet als billigen Winkelzug eine Art «Ehe light»: die willkürlich definierte und doch staatlich geschützte «Lebensgemeinschaft» (drei Jahre Konkubinat und/oder ein Kind und/oder erhebliche Beiträge an den Partner).

Das Unlogische ist auch das Unehrlliche. Das angepeilte «moderne Familienrecht» ist das Ende der Ehe. Das sollte man jetzt zugeben.

Auf ein Glas



Sir Alex Ferguson, Nase für alles.

Nach jedem wichtigen Heimspiel bat Alex Ferguson, der Manager von Manchester United, den Trainer der Gästemannschaft, von Ancelotti bis Hitzfeld, in sein Privatbüro im Tribünenbauch und trank mit ihnen ein Glas Roten zur Entspannung. Die Herren waren ausnahmslos sehr angetan oder sogar angefixt von diesem Beweis entwaffnender Freundschaft und schwärmten vom himmlischen Elixier, das ihnen Sir Alex einschenkte. Was drin war in den Flaschen, erfuhr die Welt nicht. Entweder hielten die Mittrinker als Gentlemen dicht, oder sie waren Banausen. Ferguson nahm sein Etikettengeheimnis mit, als er nach 27 Jahren und 49 Titeln in den Ruhestand ging, mit dieser leicht geröteten Nase, vom Whisky, wie man es von einem Schotten annahm. Seine Nase witterte alles, Talente, Torhüter, die richtige Taktik, sogar den teuersten Deckhengst der Welt, den «Rock of Gibraltar», spürte er auf, an dem er zur Hälfte partizipierte – nur nicht den Nachfolger. Er inthronisierte David Moyes, 50, einen Schotten wie er. Noch vor dem Ende der Katastrophensaison setzten die Klubbesitzer diese Flasche von Trainer ab. Ferguson blätterte die Liste seiner prominenten Weinfreunde durch, aber die Würfel fielen auf den strengen Asketen Louis van Gaal.

Beschäftigt hat ihn in letzter Zeit altersbedingt, er ist jetzt 72, mehr der Wein als der Fussball. Fergusons Interesse für französische Kreszenzen erwachte im Jahr 1991 auf einer Reise nach Montpellier und uferte mit wachsendem Reichtum zur Sammelleidenschaft aus. Er kaprizierte sich auf die kostbarsten Bouteillen: Pétrus, Latour, Domaine de la Romanée-Conti. Nach dem Abschied vom Fussball stieg er, mit frischoperiertem Hüftgelenk, in den Keller und erkannte wie jeder Jäger und Sammler, der in die Jahre gekommen ist: «Ich wusste gar nicht, dass ich so viele habe, ich werde sie niemals alle trinken können.» Von den 5000 Flaschen behält er nur 800, der grosse Rest wird portionenweise vom Auktionshaus Christie's in London, Hongkong und im Internet versteigert, Schätzwert 3,5 Millionen Pfund, mehr als 5 Millionen Franken. Cheerio!

Peter Hartmann

Justizversagen

Von Alex Baur — Nicht die Vereine, die Krawallanten müssen bestraft und zur Kasse gebeten werden.

Nach den jüngsten Ausschreitungen im Umfeld des Fussballs wird einmal mehr die Forderung laut, die Klubs für ihre Fans zur Kasse zu bitten. Seltsamerweise stellt kaum jemand diese Forderung im Hinblick auf den Tag der Arbeit, an dem es mit Sicherheit wieder zu Krawallen kommen wird. Warum sollen die Organisatoren der 1.-Mai-Feiern, also die Gewerkschaften und die Sozialdemokraten, nicht für die Trümmerfelder der Randalierer geradestehen, die sich in ihrem Umfeld tummeln?

Weil das eine so falsch wäre wie das andere. Die Krawalle haben mit Fussball so wenig zu tun wie mit den Anliegen der Gewerkschaften. Es ist in erster Linie die Aufgabe der Justiz, legale Veranstaltungen vor dem randalierenden Mob zu schützen. Wenn etwas nicht an Private delegiert werden kann, dann ist es das Gewaltmonopol des Staates. Das gilt insbesondere, wenn aus der Anonymität der Masse heraus Straftaten begangen werden: Es ist die niederträchtigste Form der Delinquenz schlechthin, die in der ultimativen Konsequenz zum Pogrom führt. Eine Justiz, die das zulässt, kann abdanken.

«Abstrakte Gefährdung»

Da hilft nur eins: drakonische Strafen. Das heisst vor allem auch: Die Randalierer müssen gefasst werden und für den angerichteten Schaden bezahlen. Das ist zwar schwierig, weil unser Rechtssystem keine Kollektivstrafen vorsieht und jedes Delikt individuell zugeordnet werden muss. Doch für Krawallanten sollte gelten, was auch für Raser gilt: Ihnen muss nicht nachgewiesen werden, dass sie konkret andere Menschen oder fremdes Eigentum in Gefahr gebracht haben – die sogenannte «abstrakte Gefährdung» reicht vollauf für eine harte Bestrafung. Konkret heisst dies: Wer aktiv an Krawallen teilnimmt, sollte ungeachtet seines konkreten Tatbeitrages bestraft und solidarisch für den angerichteten Schaden haftbar gemacht werden.

Krawalle sind kein soziales, sondern ein kriminalistisches Problem, das mit kriminalistischen Mitteln gelöst werden muss. Dank Überwachungskameras, Handydaten und notfalls auch DNA-Proben ist heute vieles machbar, wenn man nur wollte. Und mögen die Links-Anwälte aufheulen wie ein Rudel mondsüchtiger Wölfe – ein Rechtsstaat darf gegenüber dem Mob niemals Schwäche zeigen.

Im Supermarkt

Von Alex Reichmuth — Rezeptfreie Medikamente sollten frei zu kaufen sein.

Von Medikamenten, für deren Bezug das Rezept eines Arztes nicht nötig ist, gehen wenige bis gar keine Gefahren aus – selbst, wenn man sie mit falscher Indikation oder übermässig einnimmt: das harmlose Mittel gegen Schnupfen, das sanfte Pulver für besseren Schlaf oder die schmerzlindernde Creme bei Blessuren. Dennoch muss jeder, der sich mit solchen Medikamenten selber kurieren will, in einer Apotheke oder Drogerie vorbeigehen. Dort bezahlt er die berühmten Apothekerpreise.

Alle gegen einen

Seit einigen Jahren gibt es im Inland eine Alternative: die Ostschweizer Versandapotheke Zur Rose, die sowohl rezeptpflichtige wie auch rezeptfreie Mittel zu deutlich günstigeren Preisen verschickt. Doch Wettbewerb ist den Apothekern ein Dorn im Auge. Sie sind bereits heute staatlich protegert und dürfen bei rezeptpflichtigen Medikamenten Zwangszuschläge wie «Medikamenten-Check» und «Bezugs-Check» für Beratungs- und Kontrolldienste in Rechnung stellen. Auch bei den rezeptfreien Mitteln sind die Margen üppig. Dabei brauchen viele Kunden keine Beratung. Diese «Dienstleistungen» finden darum häufig gar nicht statt.

Doch nicht genug: Die Apotheker wollen die aktuelle Revision des Heilmittelgesetzes nutzen, um die unliebsame Konkurrentin Zur Rose auszubooten. Über ihre politischen Lobbyisten haben sie durchgesetzt, dass der Versand von Medikamenten auch bei eigentlich rezeptfreien Medikamenten nur noch mit einem Rezept eines Arztes möglich ist – und dass dieses Rezept künftig vor der Bestellung vorliegen muss. So steht es zumindest im Entwurf der zuständigen Nationalratskommission.

Bisher ist dem Gesetz Genüge getan, wenn Ärzte im Dienste der Versandapotheke die Rezepte im Nachhinein ausstellen. Da es aber bei den meisten Bestellungen um rezeptfreie Mittel geht, würde der Konkurrent mit der Neuerung aus dem Markt fliegen.

Eine kundenfreundliche Lösung sähe anders aus: Zumindest rezeptfreie Medikamente müssten frei handelbar sein. Es sollte sie im Supermarkt zu kaufen geben, wie Nahrungsmittel, Kleider oder Toilettenartikel. Wer eine Beratung braucht, kann immer noch in eine Apotheke oder eine Drogerie gehen und dort den entsprechenden Aufpreis bezahlen.

Noch 13 Jahre

Von Max Frenkel — Machen es die Veranstalter der nächsten Landesausstellung besser?

Im Mai startet der Konzeptwettbewerb der Ostschweizer Trägerkantone für die Expo 2027. Dreizehn Jahre vor dem Ereignis. Das erinnert an die Expo 91, die bis zum Schluss zur Expo 02 mutierte. Ist die Schweiz denn wirklich unfähig, aus der Geschichte zu lernen?

Seit 1939 habe ich alle Landesausstellungen miterlebt. Die legendäre Landi von 1939 in Zürich noch als Baby. Als NZZ-Redaktor verfolgte ich dann die für 1991 in der Zentralschweiz – also nicht in einem, sondern gleich in mehreren Kantonen – geplante Ausstellung aus nächster Nähe via die Verschiebung auf das Jahr 2000 bis zur tatsächlichen Durchführung in der Westschweiz 2002. Aber offensichtlich hat man die ganzen Abläufe bereits wieder vergessen.

Ähnlich wie jetzt in der Ostschweiz begann man in den 80er Jahren mit einem Konzeptwettbewerb. Dann setzte man für die Planung gleich mehrere gleichzeitig und unkoordiniert arbeitende Kommissionen ein. Es waren vor allem Firmen aus Zürich, welche die Inner- und Westschweiz mit ihren grandiosen Ideen überschwemmten.

Es kam, wie es kommen musste. Die Standortkantone, die sich ja auch hätten vorstellen wollen, erkannten sich im Geplanten nicht wieder. Bis dann die nicht zu umgehenden Volksabstimmungen dem Ganzen ein böses Ende bereiteten. Die Expo 91 war gestorben.

Jetzt nahm der Bund das Heft in die Hand, bildete eine Projektkommission und ernannte etwas später mit dem Tessiner Marco Solari einen Delegierten. Hier liefen die Dinge aus dem Ruder, als man für die Inhalte einen nationalen Mitmachwettbewerb ausschrieb, an dem jedermann teilnehmen konnte: Die Kommission, welche die Ergebnisse bewerten sollte, wurde mit Vorschlägen überschwemmt. Ohne Solari wäre das Unternehmen wohl bereits wieder gescheitert.

Dann kam das Ganze endlich langsam ins Rollen. Denn obschon man für die provisorischen Bauwerke der Expo die üblichen Einspracheffristen ausser Kraft gesetzt hatte, gab es doch immer wieder Verzögerungen. Und gerade die Tatsache, dass einige dieser Bauten – zum Beispiel eine zunächst stark kritisierte Seebrücke bei Biel – eben nur als Provisorien gebaut waren, machte es unmöglich, dass sie erhalten blieben, als man sich dann doch mit ihnen angefreundet hatte.

Geht das Ganze jetzt wohl wieder von vorne los?

Personenkontrolle

Rauch, Läubli, Huggel, Riklin, Pachauri, Morgenthaler, Wolff

Die Eltern epilepsiekranker Kinder warten zum Teil jahrelang auf Analyse-Resultate des Instituts für Medizinische Genetik der Universität Zürich – obwohl diese Resultate für die Behandlung der Kinder oft dringend benötigt werden. Die *Weltwoche* berichtete letzte Woche, wie sich betroffene Eltern über verschleppte Untersuchungen beklagen, und Institutsdirektorin **Anita Rauch** immer neue Gründe findet, um über die Missstände hinwegzutäuschen. Wenig im Schuss ist das Institut aber auch in seinem Internetauftritt. Hier werden zwar die Publikationen des Instituts angeführt, allerdings nur diejenigen der Jahre 1998 bis 2008.



Skeptisch: Redaktor Läubli.

Seit Rauchs Stellenantritt 2009 wurde die entsprechende Seite offenbar nicht mehr nachgeführt. Auf der Seite «Studentenvorlesungen» werden gar statt aktueller Veranstaltungen solche vom Studienjahr 2006/2007 aufgeführt. «Unsere Homepage befindet sich noch im Aufbau und wird derzeit schrittweise umgestaltet und kontinuierlich aktualisiert», rechtfertigt sich Anita Rauch auf Nachfrage. Dem Institut, das sie leitet, fliessen jährlich 560 000 Franken an Steuergeldern zu. (*are*)

Martin Läubli ist einer der treuesten Anhänger des Weltklimarats IPCC. Seit Jahren lässt der Wissenschafts-Redaktor des *Tages-Anzeigers* nicht den geringsten Zweifel an der wissenschaftlichen Arbeitsweise des IPCC zu. Und jetzt das! Läubli ist zum Skeptiker geworden. In einem Artikel stellt er fest, dass in einer Kurzfassung des Weltklimarat-Berichts wichtige Aussagen zum CO₂-Ausstoss verschwunden seien – auf Druck der Regierungen von Schwellen- und Entwicklungsländern. Dem Eingeständnis, dass die Prozesse des IPCC durchaus fehleranfällig sind, folgt im Artikel ein bemerkenswertes Zitat: «Der IPCC ist keine Wissenschaftsorganisation, sondern eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Politik.» Der Satz stammt nicht etwa von einem verantwortungs-



Übereifrig: Nationalrätin Riklin.

losen Klimawandel-Leugner – sondern von **Christan Huggel** von der Universität Zürich, Autor beim Weltklimarat. (*are*)

Was für ein Foto eignet sich besser, um einen Artikel zur übereifrigen Schweizer Klimapolitik zu bebildern? Nationalrätin **Kathy Riklin** (CVP), Präsidentin des vom Bundesrat eingesetzten Beirates zum Klimawandel, himmelt **Rajendra Pachauri** an, den wie immer diabolisch dreinschauenden Vorsitzenden des Uno-Klimarates IPCC. Das Foto, das die *Weltwoche* vom 17. April zierte, stammte von der Website der umtriebigen Nationalrätin. Riklin beklagt sich jetzt – und verlangt ein Honorar für das «entwendete Bild». Auf Nachfrage versichert sie, das Geld dem Fotografen zu geben: einem «Studenten», dessen Namen die Klägerin auf ihrer Website und in der Korrespondenz mit der *Weltwoche* nicht nennt. Er sei hiermit darauf aufmerksam gemacht, dass ihm Kathy Riklin das Honorar unbedingt weiterleiten will. (*sär*)

Dank dem ominösen Hafenkran, den die Stadtregierung an der Limmat aufstellen liess, ist in Zürich wieder viel vom «Mittelmeer» die Rede, auf das man endlich «freie Sicht» habe. Der Slogan stammt aus der 1980er Bewegung, und dass er just im Zusammenhang mit dem umstrittenen Kunstprojekt wieder auftaucht, hat durchaus seine Richtigkeit. Hafenkran-Mitinitiant **Jan Morgenthaler** war aktiv in der Chaotenszene und trat an Versammlungen als Redner auf. Damals verübten die Linken auch Anschläge auf Gebäude der Stadt, heute sitzen sie – wie **Richard Wolff** – in der Regierung und leiten Steuergelder die Limmat hinunter, die indes immer noch nicht ins Mittelmeer fliesst. (*gut*)



«Freie Sicht»: Hafenkran-Initiant Morgenthaler.

Nachruf



«Brasilianer Europas»: Trainer Boskov.

Vujadin Boskov (1931–2014) — Der Schmerzensmann, der sich in der Saison 1962/63 als Spielertrainer auf dem Zürcher Letzigrund in den Vorspielen vor den Auftritten des FC Zürich mit stark eingebundenem Knie für die Young Fellows abquälte, wurde einer der gesuchtesten Trainer Europas. Vujadin Boskov stieg mit den Young Fellows zwar in die Nationalliga B ab, und den Klub gibt es heute nicht mehr – wie den Staat Jugoslawien, für den er 58-mal das Nationaltrikot trug. Der Serbe trainierte dann seinen Heimatklub Vojvodina Novi Sad, ADO Den Haag, Feyenoord Rotterdam, Saragossa, Real Madrid, Sporting Gijón, Ascoli, Perugia, Sampdoria Genua, AS Roma, SSC Napoli, Servette Genf und zuletzt auch wieder die schwierige Equipe des auseinanderfallenden Jugoslawien. Boskov verfocht den Angriffsfussball, die Jugoslawen wurden einst die «Brasilianer Europas» genannt.

Mit Real errang er 1980 auf Anhieb den spanischen Meistertitel, im Meistercup (heute Champions League) scheiterte er erst im Final an Liverpool. In Italien hob er mit Stürmern wie Vialli und Mancini den Catenaccio aus den Angeln und brach die Vorherrschaft der Grossklubs, als er mit Sampdoria 1991 die Meisterschaft und 1989 den Europacup der Pokalsieger gewann und 1992 ins Endspiel des Meistercups vorsties. In Rom entdeckte er den jungen Totti. Populär machten ihn auch Weisheiten wie: «Ohne Disziplin ist das Leben hart.» Oder: «Penalty ist, wenn der Schiedsrichter pfeift.» Boskov starb zu Hause in Begec bei Novi Sad, wo er seine Wanderschaft begonnen hatte.

Peter Hartmann

Entleerte Zonen

Von Thilo Sarrazin — Wohin hat sich Ostdeutschland in den 25 Jahren seit dem Ende der DDR entwickelt? Grosse Gebiete schrumpfen wirtschaftlich und demografisch. Wenige Zentren blühen.



Der Untergang der DDR begann vor exakt 25 Jahren am 7. Mai 1989, das war der Tag der Kommunalwahlen. Die Einheitsliste der Nationalen Front erhielt bei einer Wahlbeteiligung

von 98,77 Prozent gemäss dem offiziellen Wahlergebnis «nur» 98,85 Prozent der abgegebenen Stimmen – das schlechteste Wahlergebnis in der Geschichte der DDR. Gegenstimmen von 1,15 Prozent hatte es noch nie gegeben! Natürlich war auch dieses Wahlergebnis wie stets gefälscht, das wusste jeder. Aber zum ersten Mal gab es dagegen Proteste, die sich nicht mehr unterdrücken liessen. Deren Eigendynamik führte sechs Monate später zum Fall der Mauer und weitere elf Monate später zur deutschen Wiedervereinigung.

Ärmstes westdeutsches Bundesland

Damals hatte sich der Freiheitswunsch in der Bevölkerung explosiv mit der wachsenden wirtschaftlichen Unzufriedenheit, den Auswirkungen der Perestrojka und der Gärung in den benachbarten sozialistischen Bruderstaaten gemischt.

Bundeskanzler Helmut Kohl hatte damals den Landsleuten in der DDR «blühende Landschaften» versprochen, und es wird wohl für immer ungeklärt bleiben, in welchem Verhältnis sich Brotkorb und Freiheitsstreben genau in der Brust des einzelnen DDR-Bürgers mischten. Im Ergebnis jedenfalls war die Zustimmung zur Einheit überwältigend, und das wirtschaftliche Ergebnis kann sich auch sehen lassen: Im Durchschnitt liegt das ostdeutsche Bruttoinlandprodukt je Einwohner heute bei gut 70 Prozent des westdeutschen Niveaus. Das reichste ostdeutsche Bundesland Sachsen erreicht immerhin 87 Prozent des Niveaus des ärmsten westdeutschen Landes Schleswig-Holstein.

Dieses Ergebnis kam zu einem hohen Preis: Millionen von Arbeitskräften wurden in Landwirtschaft, Industrie und Handel in kurzer Zeit freigesetzt, der Strukturwandel eines halben Jahrhunderts in nur zehn Jahren nachgeholt und die gesamte Infrastruktur rundernuert. Zwanzig Jahre lang betrogen die direkten und indirekten Transfers von Westdeutschland nach Ostdeutschland immerhin

rund 100 Milliarden Euro pro Jahr. Auch heute noch kann man die jährliche Umverteilung von West nach Ost ohne weiteres auf mehr als fünfzig Milliarden Euro schätzen, wenn man die Verteilung des Steueraufkommens, die Sozialversicherung und die unmittelbaren Haushaltsleistungen zusammenrechnet.

Im Gegensatz zu Westdeutschland hatte es in der DDR bis zum Mauerfall keine ausgeprägte Kinderarmut gegeben. Junge Paare mit Kindern bekamen nämlich bevorzugt Wohnungen zugeteilt, die Kinderbetreuung war gut ausgebaut, und alle Erwerbsfähigen hatten einen vom Staat zugewiesenen Arbeitsplatz. Man verdiente nicht viel. Da man sich aber von seinem Geld in der sozialistischen Mangelwirtschaft sowieso nur wenig kaufen konnte und auch die Reisemöglichkeiten beschränkt waren, bedeuteten Kinder keine wesentliche Einschränkung des Lebensstandards.

Das alles änderte sich mit dem Mauerfall: Die Geburtenzahlen stürzten zunächst ins Bodenlose und pendelten sich erst nach einem Jahrzehnt auf dem niedrigen westdeutschen Niveau ein. Gleichzeitig siedelten viele der beweglichsten und tüchtigsten Arbeitskräfte nach Westdeutschland um, vor allem qualifizierte junge Frauen.

So bietet Ostdeutschland wirtschaftlich und geografisch heute ein sehr zwiespältiges Bild:



Einwohnerschwund: Ostdeutscher Ort Anklam.

Es gibt fünf bis sieben blühende Wirtschaftskerne, vor allem um Berlin, Leipzig und Dresden, und dann gibt es grosse Räume wirtschaftlicher und demografischer Entleerung.

Nehmen wir das nördlichste und östlichste Bundesland Mecklenburg-Vorpommern: Auf 23 200 Quadratkilometern leben noch 1,6 Millionen Einwohner. Das sind 69 Einwohner pro Quadratkilometer (zum Vergleich: die Schweiz hat 196 Einwohner pro Quadratkilometer). Seit der Wiedervereinigung ist die Einwohnerzahl um fünfzehn Prozent gefallen und wird bis 2030 um weitere zwölf Prozent sinken. Die Kinderzahlen werden sogar um dreissig Prozent fallen, dafür wird die Zahl der Hochbetagten um achtzig Prozent steigen.

Weil der Tourismus boomt, wachsen die Bevölkerungszahlen an der Küste. Im Rest des Landes sinken sie dafür umso stärker. Die Landwirtschaft ist produktiv und profitabel. Die Kollektivierung hinterliess Betriebsgrössen von amerikanischer Dimension. Die landwirtschaftliche Produktion ist weitaus günstiger als in West- oder Süddeutschland, aber sie braucht kaum noch Menschen, und auch die kleineren und mittleren Städte verlieren ihre Funktionen.

An den Stränden der Ostsee

Ich halte mich häufig auf der Insel Usedom mit ihren langen Ostseestränden und ausgedehnten Binnengewässern auf. Hier boomt es, Gastgewerbe, Bauwirtschaft und Fahrradverleihe haben gut zu tun, und Berlin ist nur zweieinhalb Autostunden entfernt.

Bis zur ehemaligen Kreisstadt Anklam sind es von Usedom gar nur 25 Minuten. «Ehemalig» deshalb, weil das Land auf die sinkende Bevölkerung mit einer radikalen Kreisgebietsreform reagiert hat. Der neue Landkreis Vorpommern-Greifswald, der auch Usedom und Anklam umfasst, ist knapp 4000 Quadratkilometer gross und hat 61 Einwohner pro Quadratkilometer (so wie das Wallis, obwohl der höchste Berg nur 151 Meter hoch ist).

Von der früheren Bedeutung der alten Hansestadt Anklam zeugen ein gotisches Backsteintor und zwei grosse gotische Backsteinkirchen (eine davon seit dem Kriege unbenutzt und ohne Turmspitze). Die Bevölkerung sank seit 1990 von 20 000 auf 12 500, die Arbeitslosigkeit liegt bei 25 Prozent, die Abwanderung hält an. Schon am historischen Marktplatz zerstören Baubrachen jeden Ansatz städtischen Flairs. Mutig und verwegen wirkt da schon die gegenwärtig mit Landesmitteln betriebene Sanierung der Hauptstrasse.

Leergefallene Gehöfte und Dörfer kann man zur Not auflassen und der Natur zurückgeben. Aber was tut man mit kleinen und mittleren Städten, die ihre Funktion verloren haben?

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Eldorado für die EU

Von Pascal Gentina — Die Schweiz hat sich letztes Jahr als grösster Wachstumsmarkt für die EU-Exportwirtschaft erwiesen. Es ist Zeit, dass sich unser Land endlich vom Image des Rosinenpickers befreit.



Mit der Annahme der Zuwanderungsinitiative ist die Diskussion um den europapolitischen Kurs wieder aufgeflammt. Die Weiterführung des bilateralen Wegs ist

nicht einfacher geworden, und die Verhandlungsposition unseres Landes wurde – angesichts des neuen Petitums bezüglich Ausländerkontingentierung – nicht gestärkt. Die Tatsache, dass die EU mit einem Anteil von 55 Prozent der Schweizer Exporte unser wichtigster Wirtschaftspartner und Absatzmarkt ist, wird hierzulande von Bundesrat, Parteien und Wirtschaftsverbänden immer wieder bekräftigt. Für die Schweiz ist dies aber kein Grund, sich an der Aussenfront unter ihrem bedeutenden Wert zu verkaufen.

Die Schweiz hat China überholt

Eine nüchterne Analyse der Wirtschaftsverflechtungen zeigt, dass die EU ebenfalls ein klares Interesse an der Fortführung des bilateralen Wegs hat. Dies auch, wenn dieser aufgrund der Abstimmung vom 9. Februar angepasst werden muss. Die EU hätte bei einer Zerrüttung der bilateralen Beziehungen und der daraus folgenden Abschottung gegenüber der Schweiz ebenfalls nichts zu gewinnen. Der Grund: Die Schweiz hat sich in den letzten Jahren – trotz Bedeutungslosigkeit bezüglich geografischer Grösse und fortgeschrittener Marktreife – zu einem Emerging Market für EU-Produkte gewandelt. Man staune: Die kleinräumige Schweiz ist heute für die gesamte EU-Exportwirtschaft von Lissabon bis Helsinki und von Sofia bis Dublin wirtschaftlich deutlich interessanter punkto Grösse, Wachstum und Profitabilität als bevölkerungsreiche beziehungsweise mächtige Länder wie Brasilien, Indien, Russland oder Japan. Neuste Daten der EU weisen sogar eine spektakuläre Entwicklung auf und stellen für unser Land eine kleine Sensation dar.

Die Fakten: Im März hat Eurostat die jüngsten EU-Exportzahlen veröffentlicht. Diese zeigen, dass die Zahl der Ausfuhren in die Schweiz 2013 im Vergleich zum Vorjahr um fast 30 Prozent – das heisst um fast 40 Milliarden Euro – auf 170 Milliarden Euro emporgeschneit ist. Dieser «Schweizer Beitrag» erklärt rund drei Viertel des Exportzuwachses der gesamten EU

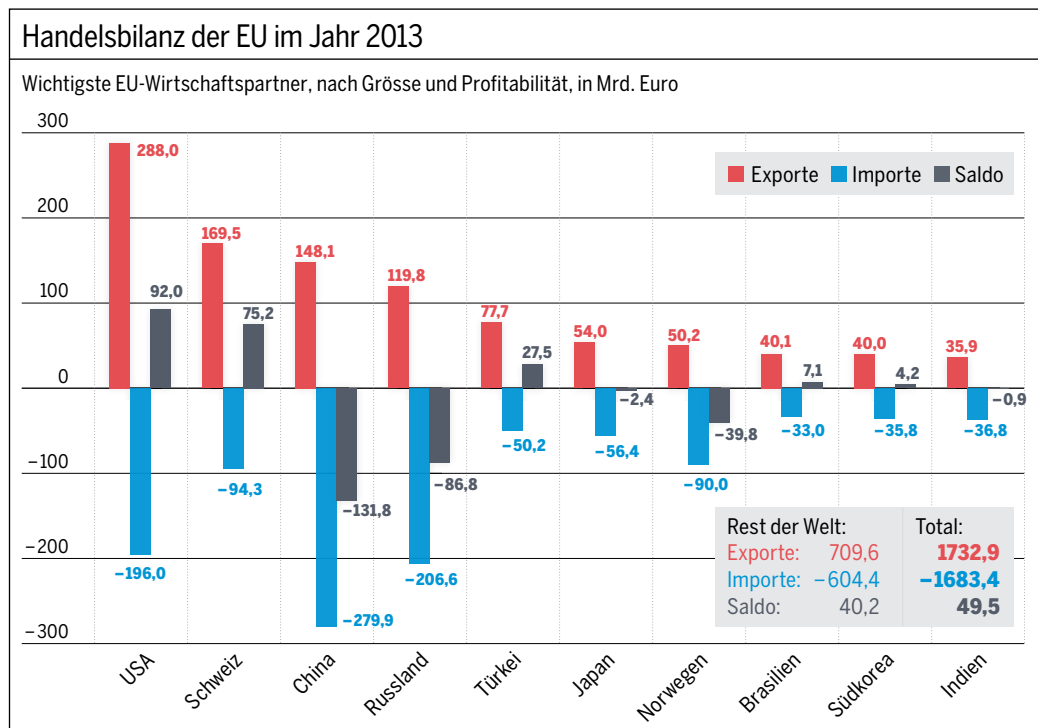
von 1683 auf 1733 Milliarden Euro. Damit hat die Schweiz China überholt und steht nun – hinter den USA – als zweitwichtigster Absatzmarkt für die EU da. Mit anderen Worten: Einer von zehn Export-Euros wird mit der Schweiz verdient. Verrechnet man zudem Importe und Exporte, weist die Handelsbilanz der EU gegenüber derjenigen der Schweiz einen rekordverdächtigen positiven Saldo von 75 Milliarden Euro auf. Das heisst, dass die EU für 75 Milliarden Euro mehr Produkte an die Schweiz verkauft als umgekehrt. Der Einbezug von Dienstleistungen – vor zwei Jahren erwirtschaftete die EU gegenüber der Schweiz in diesem Bereich einen Überschuss von 20 Milliarden Euro – würde dieses «Ungleichgewicht» zugunsten der EU noch verstärken. Ergebnis: Der Handel mit der Schweiz war für die EU 2013 netto fast so lukrativ wie der mit den USA! Mit allen anderen Regionen weist die EU entweder massive Handelsdefizite auf (so mit China und Russland), oder die Netto-Profitabilität der bilateralen Beziehungen ist gegenüber derjenigen mit der Schweiz marginal. Die Schweiz ist somit zum Eldorado für die EU-Exportwirtschaft geworden.

Wie lässt sich dies erklären? Während die EU in den letzten fünfzehn Jahren vermehrt in die Schweiz exportierte, hat die relative Bedeutung des EU-Absatzmarktes für die Schweiz in der gleichen Zeit um rund zehn Prozent abgenommen. Dies ist eine Folge der Nicht-EU-Mitglied-

schaft der Schweiz und der vermehrten Orientierung der Wettbewerbsfähigkeit unseres Landes auf wertschöpfungsintensive Segmente für den globalen Markt. Entsprechend haben Schweizer Unternehmen Amerika, aber vor allem auch Asien und den Nahen Osten stärker gewichtet und von deren überdurchschnittlichem Wirtschaftswachstum profitiert. Die umfassende vorgelagerte EU-Produktionskette, die in unser Land zuliefert, hat damit von der globalen Export-Erfolgsstory der Schweiz direkt profitiert, was sich entsprechend im positiven Handelsbilanzüberschuss der EU mit der Schweiz niederschlägt. Im Elfenbeinturm der Brüsseler Administration werden diese Fakten leider nach wie vor nicht wahrgenommen beziehungsweise in der Diskussion nicht berücksichtigt. Es gelingt offensichtlich nach wie vor, die Schweiz in die Ecke einer Rosinenpickerin zu drängen und damit das eigene wirtschaftliche Interesse plausibel zu kaschieren. Wie die Statistiken der EU selbst zeigen, entbehrt dies aber der wirtschaftlichen Realität.

Was lernen wir daraus? Erstens ist auch der bilaterale Weg für die Exportindustrie der EU ein Schlager. Zweitens dürfte die EU – sofern wirtschaftliche Aspekte und nicht rein polit-dogmatische Überlegungen obsiegen – kein Interesse daran haben, eine *formule gagnante* zu schwächen, indem sie sich von den bilateralen Verträgen verabschiedet. Drittens braucht es eine Schweizer Kommunikationsoffensive in Brüssel und in europäischen Hauptstädten, um die Fakten um die signifikante relative wirtschaftliche Bedeutung unseres Landes für die EU ins Bewusstsein der Entscheidungsträger und der Öffentlichkeit zu rücken.

Pascal Gentina ist Ökonom und Wirtschaftsberater und war langjähriger Vorsitzender der Geschäftsleitung von Economiesuisse.



Runder Tisch

Von Henryk M. Broder — Es geht nur noch darum, wie die Ukraine befriedet werden soll.



Fünfundzwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer ist Deutschland wieder ein geteiltes Land. Die Grenze verläuft diesmal nicht von Nord nach Süd und trennt den «freien»

Westen vom kommunistischen Osten, wie es bis 1989 der Fall war, sie mäandert im Zickzack durch die ganze Republik. Auf der einen Seite stehen die Putin-Versteher, die Moskaus Politik gegenüber der Ukraine nicht unbedingt gut, aber verständlich finden, auf der anderen Seite die Putin-Kritiker, die meinen, es wäre an der Zeit, dem starken Mann im Kreml zu zeigen, wo seine Grenzen liegen: im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinne. Und so wird der Konflikt um die Ukraine zu einer innerdeutschen Angelegenheit, was schon in der Tatsache zum Ausdruck kommt, dass der deutsche Außenminister, Frank-Walter Steinmeier, SPD, seit Wochen nur noch in Sachen Ukraine unterwegs ist. Afghanistan, Ägypten, Iran, Irak, Syrien, der ganze Nahe Osten sind von der Tagesordnung verschwunden. Es geht nur noch darum, wie die Ukraine befriedet werden soll.

Jetzt hat sich auch noch der ehemalige Ministerpräsident von Brandenburg, Matthias Platzeck, SPD, zu Wort gemeldet, seit kurzem Vorsitzender des Deutsch-Russischen Forums und als solcher als Russland-Experte ausgewiesen. Er sprach sich für eine Verschiebung der Wahlen in der Ukraine aus, die Ende Mai stattfinden sollen. Fänden sie wie geplant statt, sei die Gefahr gross, dass sie «ins Nichts» führen könnten. Stattdessen sollte, so Platzeck, ein runder Tisch einberufen werden, der «aus der Ukraine heraus eine Perspektive» für das Land entwickeln sollte. Wobei Russland, die EU und die USA nur «assistieren» dürften.

Platzeck ist in der DDR sozialisiert und politisiert worden. Zur Zeit der Wende waren runde Tische die Zwischenstationen auf dem Weg aus der Diktatur in die Demokratie. Der Transit funktionierte aber nur, weil der Westen Druck machte und vollendete Tatsachen schuf.

Wäre es nach den Bürgerrechtlern gegangen, würden sie noch immer um die runden Tische herumsitzen und debattieren, was aus der DDR werden soll. Platzeck meint es gut. Er übersieht nur, dass es diesmal der Osten ist, der Druck macht und vollendete Tatsachen schafft. – Aber: Gut, dass wir darüber gesprochen haben!

Zwei Paar Schuhe

Von Silvio Borner — Was geschieht bei einem gewonnenen Referendum? Nichts! Was geschieht nach einer gewonnenen Volksinitiative? Nichts ist sicher, aber vieles bleibt möglich.

In einer früheren Kolumne habe ich mich kritisch zur Interpretation einfacher Stimmenmehrheiten als «Volkswillen» geäußert. Mein Hauptargument war, dass wir einfach Ja- und Nein-Stimmen aufaddieren, aber nicht die dahinterstehenden individuellen Motive erkennen. Heute möchte ich die fundamentalen Unterschiede zwischen Referendum und Initiative herausarbeiten und dabei klarmachen, dass diese Unbestimmtheit des Volkswillens bei Initiativen viel gravierender ist als bei Referenden. In beiden Fällen stimmen wir, jeder für sich, binär mit Ja oder Nein, aber die Bedeutung des Stimmenmehr ist total unterschiedlich. Das Referendum ist eine Form des Vetos gegenüber neuen Verfassungsartikeln oder Gesetzen.

In den USA hat der Präsident diese Vetomacht, indem er die Unterschrift unter ein vom Parlament verabschiedetes Gesetz verweigern kann. Damit ist dieses Gesetz nicht ganz gestorben, aber in einen Komazustand versetzt worden. Das Parlament kann nämlich das präsidentiale Veto mit einer Zweidrittelmehrheit überstimmen.

Bei uns hat das Volk die Vetomacht, indem Stimmberechtigte eine Volksabstimmung verlangen können. Nimmt das Stimmvolk das Referendum an, ist das Gesetz gestorben. Was das bedeutet, ist glasklar. Der Status quo hat über die Gesetzesinnovation oder -revision gesiegt. Es bleibt einfach alles beim Alten. Sollte aber der Problemdruck bleiben oder gar zunehmen, kann das Parlament eine referendumssichere Alternative beschliessen. Als 1978 in einem Referendum die Einführung der europäischen Sommerzeit abgelehnt wurde, galt einfach die alte Zeitordnung weiter – aber nur gerade ein Jahr. Ein gewonnenes Referendum bodigt einfach eine konkrete Vorlage.

Naturgemäss kontrovers

Ganz anders ist das bei den Volksinitiativen auf Verfassungsstufe. Diese müssen von Parlament und Bundesrat umgesetzt werden, was nicht immer gelingt (zum Beispiel bei der Alpeninitiative). Was deshalb aus einem Ja an der Urne schliesslich resultiert, bleibt offen und daher naturgemäss kontrovers. Bis zum Jahr 1988 hat das Abstimmungsverfahren die Initiativen benachteiligt. Das Parlament konnte schon damals wie heute einen Gegenvor-

schlag zur gleichzeitigen Abstimmung bringen. An der Urne durfte man dann zweimal mit Nein, aber nicht zweimal mit Ja stimmen. Dies begünstigte den Status quo, weil sich die Änderungswilligen auf Initiative und Gegenvorschlag aufteilten, während die Anhänger des Status quo beides ablehnen konnten. Bundesrat und Parlament hatten damit die taktische Option, im Falle «exotischer» Initiativen auf einen Gegenvorschlag zu verzichten, aber bei «sinnvollen» Initiativen eine «bessere» Variante als Gegenvorschlag vorzulegen.

«Das haben wir nicht gewollt»

Was geschieht bei einem gewonnenen Referendum? Nichts! Was geschieht nach einer gewonnenen Volksinitiative? Nichts ist sicher, aber vieles bleibt möglich.

Nehmen wir zur Illustration die letzten angenommenen Volksinitiativen. Die Minderinitiative hat einen von niemandem wirklich gewollten ungeheuren administrativen Leerlauf bewirkt und statt die Eigentümer gestärkt den selbsternannten und verantwortungslosen Beratern in die Hände gespielt. Bei der Zweitwohnungsinitiative ist auch heute immer noch unklar, wie dieses Verbot gehandhabt werden soll, was die Unsicherheit der Eigentümer und Gemeinden stark erhöht.



Und bei der Masseneinwanderungsinitiative bleibt offen, ob diese die Europapolitik in eine ganz neue Richtung zwingt oder nicht.

Die Initiative hat eine gesteigerte Unsicherheit für die Zukunft zur Folge.

Darüber hinaus stehen wir noch vor einer ganzen Serie ähnlich unberechenbarer Eingriffe in unser marktwirtschaftliches System. Diese haben negative Auswirkungen und schwächen die Standortattraktivität schon vor der Abstimmung. Das Referendum hat also ein Status-quo-Bias, das politische Veränderungen verlangsamt, aber jederzeit einen Neuanlauf erlaubt. Die Initiative hat demgegenüber eine gesteigerte Unsicherheit für die Zukunft zur Folge. «Das haben wir nicht gewollt», sagen Kinder, wenn sie etwas angestellt haben, was nicht beabsichtigt war, aber eben trotzdem passierte.

Indien – und es funktioniert

Von Hansrudolf Kamer — In keinem andern Land dauern Wahlen so lange wie in Indien. Die grösste Demokratie-Veranstaltung auf dem Globus ist eine politische Meisterleistung.



Das ist eine massive Geschichte. Seit drei Wochen ist Indien damit beschäftigt, die Mitglieder der Lok Sabha, des Unterhauses, zu wählen, das dann die Regierung bestimmt. Das Verfahren in neun

Phasen dauert noch zwei weitere Wochen – und dann geht es nochmals vier Tage, bis die Ergebnisse bekanntgemacht werden.

Der *Indian Express* verweist zwar darauf, dass die nächstgrössten Demokratien, Indonesien und die USA, ihre Wahlen in einem einzigen Tag abwickeln – normalerweise. Nur im Jahr 2000 mussten die Amerikaner mehr als einen Monat warten, bis der Sieger feststand. Die Europawahlen Ende Mai dauern vier Tage. Da ist aber eher kleinräumige Vielgestaltigkeit das Problem.

Indien ist anders. Das betont die Wahlkommission in Delhi ohne Umschweife. Die Dimensionen bedingen ganz einfach Zeit und klare Regeln. Hundert Millionen mehr Wahlberechtigte sind eingetragen als beim letzten Mal im Jahr 2009. Das sind mehr als zwei Drittel der Bevölkerung Russlands, das in Sachen Demokratie von Indien sehr viel lernen könnte. Die Neuwähler bringen das Gesamttotal auf 815 Millionen Wahlberechtigte bei einer Bevölkerung von 1,2 Milliarden.

Vieles, was der indische Zentralstaat organisiert, funktioniert gar nicht. Korruption, Verschwendung der Mittel, Verschleppung, Missmanagement, sture Bürokratie, Schnodderigkeit sind die Stichworte. Doch anderes funktioniert erstaunlich gut. Die Volkszählung ist ein Beispiel und das ehrgeizige Projekt, der Welt grösste Sammlung biometrischer Daten anzulegen. Über 600 Millionen sind bereits erfasst. Kinderlähmung wurde ausgeremert. Eine Mars-Mission ist im All unterwegs.

Indien reguliert seine Demokratie recht scharf. Das Verfahren ist aber einigermaßen sauber in dem Sinn, dass die Resultate nicht gefälscht und schliesslich akzeptiert werden. Viele Staatsbeamte reduzieren während der langen Wahlperiode ihre Arbeit auf das Minimum unter dem Vorwand, sie wollten nicht gegen den *Model Code of Conduct* der Wahlkommission verstossen. Dieser regelt das Verhalten

der Parteien und Politiker während des langen «Ausnahmestandes».

Dieser Code hat seine Tücken. In einigen Gemeinden werden auf den Strassen keine Schlaglöcher ausgebessert, weil Punkt 5 festhält, regierende Politiker und Parteien dürften während der Wahlperiode keine neuen Wohlfahrtsprogramme umsetzen – worunter eben der Strassenbau oder etwa neue Trinkwasseranlagen fallen.

Gesucht: Veränderer

Arvind Kejriwal (Chef der Aam-Aadmi-Partei, «Partei des einfachen Mannes») wurde im Staat Gujarat vorübergehend festgenommen, weil er es versäumt hatte, ein Wahl-Event bei den Behörden vorher anzumelden. In diesem Staat ist der grosse Favorit, Narendra Modi, Chefminister. Er ist der Spitzenkandidat der Bharatiya Janata Party (BJP), der Partei der Hindu-Nationalisten, die vermutlich die Kongresspartei an der Regierung ablösen werden.

Doch Modi hat es kaum nötig, mit brachialen Mitteln einen Rivalen auszuschalten. Kejriwal, der Polit-Star des letzten Dezembers, der schon zu Indiens neuer Hoffnung hochgejubelt worden war, hat sich schon selber aus dem Spiel genommen. Strassenprotest und Regieren sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Kejriwal war nach dem Wahlerfolg in Delhi genau 49 Tage

lang Chefminister des Stadtstaates, bevor er entnervt das Handtuch warf. Freund und Feind hatte er gegen sich aufgebracht.

Der Wahlkampf läuft weiter, obwohl in einzelnen Wahlkreisen schon gewählt wurde. Parteien, Medien und Verwaltung haben sich darauf geeinigt, dass während der langen Phase der Stimmabgabe keine *exit polls* veröffentlicht werden, um nicht den Ausgang zu beeinflussen.

Auf Wahlkampftour in Uttar Pradesh, dem Gliedstaat im Norden mit allein mehr als 200 Millionen Wahlberechtigten, wehrte sich Modi gegen den Vorwurf, er wolle ganz Indien in ein Gujarat verwandeln. Das politische Schreckbild: kalte Effizienz, Sozialabbau und Spannungen zwischen Hindus und Muslimen.

Natürlich ist Gujarat weit davon entfernt, ein gefühlsarmes kapitalistisches Musterland zu sein. Es geht um Elementares. An einer Wahlveranstaltung rief Modi aus, wenn Indien Gujarat wäre, hätte es Elektrizität während 24 Stunden, keinen Stromausfall an 365 Tagen, in jedem Dorf und auf jeder Strasse.

Das erinnert an den Spruch der Bolschewiken: Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes. So weit zurück in der Entwicklung liegt Indien nicht, und sozialistische Regungen der Gründungszeit hat es abgelegt. Sie sind ohnehin mehr in der Kongresspartei verankert.

Doch die vergangenen neun Jahre Herrschaft der Familie Gandhi waren eine verlorene Zeit. Die Aufbruchstimmung ist weg. Das Wirtschaftswachstum dümpelt vor sich hin, die Agrarkrise reizt Produzenten und Konsumenten, die Lebensmittelpreise stiegen in unsoziale Höhen. Da wählt man ganz einfach den, dem man am ehesten zutraut, die Dinge verändern zu können. ○



Es geht um Elementares: Wahlen in Uttar Pradesh.

Länger schlafen dank Fussball

Von Christoph Mörgeli

Von Deutschland kommen Menschen. Von Deutschland kommen Ideen. Zum Beispiel der folgende Einfall der Gewerkschaften: Die Arbeitnehmer sollen im Juni und Juli während der Fussballweltmeisterschaften in Brasilien ihre Arbeit gefälligst später beginnen dürfen. Denn die Anstosszeiten mancher Spiele begännen wegen der Zeitverschiebung erst um 22 Uhr oder noch später. Die Forderung erhebt der Chef der deutschen Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie. Er heisst Michael Vassiliadis. Die Griechen gelten bekanntlich europaweit als Erfinder der fortschrittlichsten Arbeitszeit- und Wirtschaftsmodelle.

Die Schweizer Gewerkschaften sind begeistert. Zum Beispiel Travailsuisse-Präsident Martin Flügel. Kein Grieche zwar, aber tendenziell vom linken Flügel. Er findet eine «gewisse Flexibilität» der Arbeitgeber wünschenswert: «Das ist ja auch im Interesse der Arbeitgeber. Schliesslich wollen sie keine übermüdeten Arbeitnehmer.» Die Unia findet das Ausschlafen während der nächtlichen WM eine «gute Idee» und fordert «Toleranz». Der Schweizerische Gewerkschaftsbund meint: «Wo die Belegschaft das wünscht, sollten die Arbeitgeber auch darauf eingehen.»

Was da «gewünscht» wird, ist nicht gratis zu haben. Auch wenn es in der Gratiszeitung *20 Minuten* berichtet wird. Denn von Kompensation des späteren Arbeitsbeginns durch längere Abendschichten ist selbstverständlich bei den Gewerkschaften keine Rede. Ein gesetzlicher Mindestlohn genügt ihnen nicht. Flächendeckende Gesamtarbeitsverträge genügen ihnen nicht. Flankierende Massnahmen genügen ihnen nicht. Jetzt muss das Ausschlafen nach überanstrengendem nächtlichem Fussballkonsum vor der Flimmerkiste her.

Auch im Fussball geht ohne Arbeit nichts. Doch die Gewerkschaften sehen im Fussball einen weiteren willkommenen Grund, auf Arbeit zu verzichten. Sie stehen mittlerweile nur noch für die Forderung nach Brot und Spielen. Tugenden aus dem Wirtschaftsleben wie Verantwortung, Wettbewerb, Leistung, Fleiss und Pünktlichkeit sind vergessen. Dafür sind heute Ansprüche, Konsum, Freizeit und Ausschlafen Trumpf. So dekadent sind das alte Griechenland und das alte Rom untergegangen. Das grösste Problem beim Fussball waren bislang die Spieler. Zum grössten Problem beim Fussball werden diesen Sommer die Gewerkschaften.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Ein Liter Heizöl für 24 Rappen

Von Peter Bodenmann — Bisher subventionierten die Russen die Ukraine mit billigem Gas. Diesen Winter froren die Menschen.



Erinnerungen an Mütterchen Russland: ukrainisches Kind.

Die Ukraine ist Griechenland mal zwölf. Viermal mehr Einwohner und dreimal weniger Einkommen pro Kopf der Bevölkerung. Und dazu Oligarchen als Volksplage.

Die Menschen im Westen der Ukraine träumen vom EU-Beitritt, von Zuständen wie im Dreieck Paris–Berlin–Mailand.

Im Donezbecken wärmen sich die Menschen mit Erinnerungen an die Sowjetzeit, an Mütterchen Russland und Väterchen Stalin.

In der Ukraine sind sowohl der amerikanische wie der russische Geheimdienst aktiv. Beide Seiten sind Meister der Desinformation, Agitation und Subversion.

Ökonomisch stellt sich die Frage: Verlangen die Russen zu viel für Gas, oder bezahlen die Ukrainer zu wenig? Bisher bezahlten die Ukrainer für eine mit dem Heizwert von einem Liter Heizöl vergleichbare Menge Erdgas nur 24 Rappen. Neu wollen die Russen gut 40 Rappen. Schweizer Mieter träumen von solchen Nebenkosten.

Es gibt für die Russen wenig Gründe, weiter eine Regierung zu subventionieren, deren prominenteste Vertreterin, Ex-Regierungschefin Julia Timoschenko, dem «Hund» Putin eine Kugel durch den Kopf pusten will. Dazu kommt: Die Ukrainer hatten für diesen Winter 410 Milliarden Kilowattstunden Erdgas bestellt und nicht einmal ein Drittel dieser Menge bezogen. Weil die Unternehmen nicht mehr produzierten und weil

die Menschen kein Geld mehr hatten, um ihre Wohnungen zu heizen. Die Russen machen offene Rechnungen von umgerechnet dreizehn Milliarden Schweizer Franken geltend. Aber selbst wenn die Russen künftig nur 120 Milliarden Kilowattstunden Gas zu Weltmarktpreisen liefern, müsste die Ukraine pro Jahr zwei Milliarden mehr von Kiew Richtung Gazprom schieben.

Wenn die Ukraine Richtung Westen kippt – was anzunehmen ist –, wird auch der Westen zur Kasse gebeten, um eine totale Destabilisierung des heutigen Armenhauses zu verhindern. Die Amerikaner werden sich aus dem Staub machen. Der Internationale Währungsfonds (IWF) wird mit neoliberalen Rezepten die Bevölkerung bluten lassen. Und die EU wird mit Nachzahlungen verhindern müssen, dass die Ukraine noch einmal die Seite wechselt.

Das eigentliche Problem ist der ökonomische und soziale Niedergang eines potenziell reichen Landes. Man müsste die Oligarchen entschädigungslos enteignen sowie eine grosse Landreform durchführen. Und parallel dazu einen «Marshall-Plan» für einen Aufbau anschieben. Doch daran hat heute niemand ein Interesse. Stattdessen schieben sich die Politiker gegenseitig den Schwarzen Peter zu.

Und vor Ort dominieren Kapuzenmänner und brennende Autoreifen die Fernsehbilder.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Unter Geiern

Von Kurt W. Zimmermann — Es ist die Rache der Geschichte, dass die einst so stolze Publigroupe nun in Stücke bricht.

Bei Tamedia heissen sie beispielsweise Jobcloud, Homegate, Starticket, Search und Tutti. Bei Ringier heissen sie Autoscout, Ticketcorner, Geschenkidee, Jobs und Anibis.

Es sind Online-Märkte. Die Medienhäuser vermitteln Stellen, Autos, Immobilien, Geschenke, Tickets und schalten Kleinanzeigen. Früher verdienten sie ihr Geld mit analogen Zeitungen. Künftig verdienen sie ihr Geld in digitalen Märkten.

Auch das Traditionsunternehmen Publigroupe hat einen dieser Online-Marktplätze im Portfolio. Ihr gehört die Hälfte von Local.ch. Die andere Hälfte gehört der Swisscom. Local.ch offeriert elektronische und gedruckte Gelbe Seiten. Die 800 000 Einträge reichen von Asia-Restaurants bis zu Zahnärzten. Das ist hoch profitabel. Publigroupe verdiente damit im letzten Jahr 25 Millionen Franken, die man aber gleich in anderen Geschäftsfeldern wieder verlor.

Die ehemals stolze Publigroupe ist schwer angeschlagen. Sie ist unter Geiern. Warum es so kam, werden wir noch zeigen. Doch zuerst zu den Geiern, die nun über ihr kreisen.

Um Local.ch zu bekommen, will Tamedia gleich die ganze Publigroupe kaufen. Sie bietet 330 Millionen Franken. Die Swisscom wiederum bietet 230 Millionen für jene fünfzig Prozent von Local.ch, die ihr noch nicht gehören. Es ist möglich, dass weitere Interessenten wie Ringier oder Springer in die Bieterrunde einsteigen.

Kompliziert wird die Geschichte durch bestehende Verträge. Die Co-Besitzer Publigroupe und Swisscom haben bei Lokal.ch ein wechselseitiges Vorkaufsrecht. Beide können den Anteil des anderen übernehmen, falls sie ebenso viel bezahlen, wie ein aussenstehender Kaufinteressent offeriert. Externe Bieter wie Tamedia oder Ringier kommen darum nur zum Zug, wenn Publigroupe-Aktionäre wie Swisscom mitspielen.

Wer auch immer gewinnt: Die Publigroupe wird nun bei lebendigem Leibe ausgeweidet. Es ist einer der schrecklichsten Niedergänge, die ich jemals in der Medienbranche gesehen habe, und zwar nicht nur in der Schweiz, sondern weltweit.

Noch im Jahr 2000 machte die Publigroupe einen Umsatz von 2,7 Milliarden Franken. Heute sind es noch 250 Millionen Franken. In etwas mehr als zehn Jahren wurde der Gigant der Branche durch einen unfähigen Verwaltungsrat und eine verwirrte Geschäftsleitung ruiniert.

Die Lausanner Publigroupe ist über hundert Jahre alt. Unter dem alten Namen Publicitas,



Enorme Verluste: Publigroupe-Chef Rohner.

genannt «die P», war sie eine Macht als Werbevermittler. In die Zeitungen schaufelte sie Anzeigen von Unternehmen wie Privatpersonen, von Imagekampagnen bis Kleinannoncen. Die Verlage waren abhängig von ihr. Sie zitterten vor ihr.

Das Elend begann im Jahr 2002. Hans-Peter Rohner wurde neuer Topmanager der Publigroupe. Rohner, ein netter, aber sprunghafter Typ, änderte nun die Firmenstrategie im Jahresrhythmus. Erst investierte er in Radio und Kino, dann wollte er in die Zeitungswerbung zurück, dann expandierte er nach China, dann wollte er ein Beratungsunternehmen werden, dann setzte er, nun immer hektischer, auf Strategien wie Crossmedia, dann E-Commerce, dann All Media, dann Affiliate Marketing.

Bald wusste keiner mehr in der Firma, was die Firma wollte. Am wenigsten wusste es vermutlich Rohner selbst. Die Verluste durch all die Kurswechsel waren enorm. Vor einem Monat musste Publigroupe darum bereits ihr altes Stammgeschäft der Anzeigenvermittlung nach Deutschland verkaufen.

Als Dank wurde Rohner 2009 zum Verwaltungsratspräsidenten befördert. Jedes normale Unternehmen hätte ihn um einen Kopf kürzer gemacht.

Nun ist die einst grossartige Firma am Boden. Die Geschichte rächt sich. Die Geier kreisen.

Junge Braut

Von Beatrice Schlag — News, mit denen man alleingelassen wird.

Am 9. April schrieb die amerikanische Online-Zeitung *Daily Beast*, dass der Ministerrat des Iraks einen Gesetzesentwurf vorgelegt habe, der Konzessionen an die Schiiten des Landes



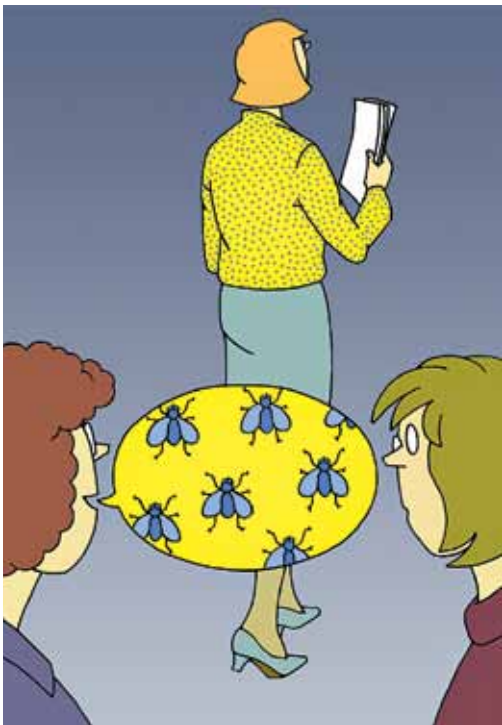
einräume. Schiiten machen über 60 Prozent der Bevölkerung des Iraks aus. Am 30. April finden die Wahlen statt, die darüber entscheiden, ob Ministerpräsident Nuri al-Maliki wiedergewählt wird. Die Zugeständnisse an die Schiiten sehen vor, dass Vergewaltigung der Ehefrau sowie Heirat einer Braut, die mindestens neun Jahre alt ist, zulässig werden. Gegenwärtig liegt das legale Heiratsalter im Irak bei achtzehn Jahren.

Der neue Gesetzesentwurf, vorgelegt von Justizminister Hassan al-Shimmari, sieht auch vor, dass Muslime keine Nichtmusliminnen heiraten dürfen. Die Ausnahmen sind zugelassen für gemischtreligiöse Ehen, die nur dem sexuellen Vergnügen dienen. Sie werden «Ehen für Reisende» genannt und sind vorgesehen als temporäre Vergnügungszeiten für muslimische Männer, die unbeschwerten, aber legitimen Sex haben wollen. Heiraten sie danach eine Muslimin, darf die Frau das Haus nicht ohne Erlaubnis des Manns verlassen. Im Scheidungsfall werden, so der Gesetzesentwurf, die Kinder automatisch dem Vater zugesprochen. Der gegenwärtige irakische Ministerpräsident Nuri al-Maliki hat sich zu dem Gesetzesentwurf noch nicht geäussert. Sein Sprecher sagt: «Was wir taten, war demokratisch. Wir wollten, dass dies wird diskutiert und dann darüber abgestimmt.»

Die Heirat mit einem neunjährigen Mädchen ist eine elende Vorstellung. Jeder weiss, was es bedeutet, wenn ein erwachsener Mann das Recht hat, über den Körper eines neunjährigen Kindes zu verfügen. Im Westen zerbrechen wir uns den Kopf, ob wir Pädophile mit Fussfesseln ausstatten oder verwahren sollen. Wer denkt, der Artikel in *Daily Beast* habe einen Shitstorm losgetreten, irrt. Die Suche nach neueren News aus dem Irak zum geplanten Gesetzesentwurf ergibt dürre Ergebnisse. Es scheint niemanden zu interessieren, die Amerikaner sind weg. Und froh, einem Problem entronnen zu sein, dem mit einer *quick-fix intervention* nicht beizukommen war. Bei Redaktionsschluss liegen keine Abstimmungsergebnisse über den Gesetzesentwurf vor, der nach übereinstimmender Einschätzung angenommen werden wird.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seine Bluse zwei Tage hintereinander tragen? *Irene Blum, Rapperswil*

1— Welche Farbe hat die Bluse? Weiss ist nur einmal erlaubt, Schwarz geht zweimal – es sei denn, die Dame trägt nichts darunter –, und sehr auffällige Farben wie etwa Pink oder Orange taugen auch nicht für den Tag danach, da sie im Gedächtnis der Betrachter mindestens 24 Stunden gespeichert bleiben.

2— Wie ist die Wetterlage? Ein schwüler Sommertag hinterlässt seine Spuren auf der Kleidung. Ist es hingegen ein milder Frühlingstag, spricht nichts gegen ein Nachtragen.

3— Welche Position bekleiden Sie und was sind Ihre Ambitionen? Wer im Beruf vorwärtskommen will, sollte nicht den Verdacht der Nachlässigkeit erwecken.

4— Besitzen Sie mehr als drei Blusen? Wenn ja, sollten Sie sich darin täglich wechselnd zeigen. Oder die untragbaren Blusen entsorgen und gleich ersetzen. *Jürg Zbinden*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Leben wir in einer Demokratie, in der Meinungsfreiheit herrscht?»

Lisa Teodoru

Noch mehr Steuern

Nr. 17 – «Vom Rupfen der Gans»;
Wirtschaftskolumne von Kurt Schiltknecht

Mit den x-fach besteuerten Ersparnissen hat wohl mancher Sparer so seine Erfahrungen gemacht. Eine der x-fachen Besteuerungen hat Kurt Schiltknecht noch vergessen. In bescheidenen Verhältnissen mit sechs Geschwistern aufgewachsen, ist es mir durch fleissige Arbeit und gezieltes Sparen gelungen, etwas Geld beiseitezuschaffen. Es wurde seriös und korrekt als Einkommenssteuer, als Verrechnungssteuer und als Vermögenssteuer drei Mal vom Staat angezapft. Dann wurde das Vermögen aufgelöst, um ein kleines Häuschen – Küche, zwei Zimmer – zu bauen. Als Strafe, dass ich nun im eigenen Häuschen leben darf, habe ich jährlich 11 000 Franken Eigenmietwert zu versteuern. Es ist also nicht so, dass die Besteuerung mit dem Auflösen des Kontos endet. Irgendwann wird Bern doch sicher noch die Verzinsungssteuer des Eigenmietwertes erfinden. *S. Probst, Bioggio*

Meinungsfreiheit?

Nr. 16 – «Anweisungen von ganz oben»;
Philipp Gut über den Fall Mörgeli

Ich bin empört, dass in der kantonalen Verwaltung von Zürich, in der Bildungsdirektion, solche Missbräuche und Machenschaften von ganz oben gegenüber politisch andersdenkenden Menschen ausgeübt werden. Dieser Bericht hat bei mir viele Fragen aufgeworfen. Leben wir in einer Demokratie, in der Meinungsfreiheit herrscht, oder wird man diskriminiert und gemobbt, wenn man anderer politischer Überzeugung ist? Reicht die politische Vernetzung der Regierungsrätin nur bis zu Amtschef Sebastian Brändli, oder ist diese breiter gefächert? Was ist überhaupt die Hauptaufgabe eines Regierungsrates in der Bildungsdirektion? Sich mit der Bildung im Kanton Zürich zu befassen oder Nationalräte beruflich und politisch vernichten zu wollen? Gibt es Marionetten auch an den Fachhochschulen (Prorektoren und Rektoren), die nach Anweisungen der Regierungsrätin agieren?

Diskriminierung wegen politischer Überzeugung ist ganz klar strafbar in der Schweiz sowie beim Europäischen Gerichtshof in Strassburg. Natürlich müssen alle innerstaatlichen Instanzen vorerst ausgeschöpft worden sein, bevor man in Strassburg landet. Entscheidend ist, was die Staatsanwaltschaft Zürich im Kriminalfall Mörgeli noch aufdecken wird. *Lisa Teodoru, Zürich*

Ich bin froh und begrüsse es, dass der Journalist Philipp Gut in diesem Fall am Ball bleibt und

immer mehr Licht in die Affäre Christoph Mörgeli bringt. Die früheren Aussagen von Mörgeli und seine Vermutungen werden immer mehr bestätigt. Bezeichnend ist, dass die neusten Enthüllungen von den übrigen Printmedien kaum oder nur kurz erwähnt werden, während das Staatsfernsehen gänzlich schweigt. Es bemüht sich nur dann akribisch, wenn es vermeintliche Erfolge gegen Mörgeli zu vermelden gibt; oft mit gütiger Unterstützung von linken Strafrechtsprofessoren. Als Bürger und Steuerzahler frage ich mich zunehmend, woher die hochbezahlten Professoren, aber auch die Leiter von Verwaltungen, die Zeit nehmen, solcherart Intrigen einzuleiten und sie anschließend zu bewirtschaften? Sind an diesen Stellen grosse Überkapazitäten vorhanden, oder stehen diese Leute schlicht die bezahlte Zeit beziehungsweise benutzen fremde Infrastrukturen für persönliche Interessen? An dieser Stelle könnten doch die erwähnten Strafrechtsprofessoren ihre Meinung abgeben, ob bei den Mörgeli-Gegnern nicht Ehrverletzung (üble Nachrede, Verleumdung), eventuell auch ungetreue Geschäftsbesorgung vorliegt?

Dass unter den Protagonisten, die Mörgeli loswerden möchten, auch Parteienvertreter der SP und CVP fungieren, ist weiter nicht erstaunlich. Unverständlich ist jedoch die perfide Art und Weise der Zielerreichung. Die Uni-Leitung, Vertreter der Politik sowie die betroffenen Professoren sollten doch Vorbilder sein – auch in charakterlichen Belangen – gegenüber den vielen jungen Menschen, die am Institut täglich ein- und ausgehen. Nach allem, was bis heute im Fall Mörgeli passiert ist, würde ich mich schämen, wenn meine Kinder die Universität Zürich besuchten. Sie haben sich wohlweislich vor Jahren für eine andere Hochschule entschieden. *Karl Meier-Zoller, Effretikon*

Instrumentalisierter Glaube

Nr. 16 – «Gott, Mensch»;
Editorial von Roger Köppel

Löblich ist es, dass der Autor sich der Gretchenfrage in der heutigen Zeit überhaupt noch annimmt. Weniger löblich indessen, dass er den Glauben wie die Moralisten instrumentalisiert – einfach dahingehend, weniger Moral zu üben. Der historisch-theologische Abriss hat im Wesentlichen drei Fehler: Erstens steht nach protestantischer, nicht aber calvinistischer Sicht – zu beachten sind fundamentale Unterschiede zwischen Luther mit seinem «Von der Freiheit eines Christenmenschen» und Calvins Prädestinationslehre – Erlösung nicht jedermann zu, sie ergibt sich vielmehr aus Joh 3,16: Gerettet wird demnach jeder-

mann, der im Glauben an Jesus Christus durch die Welt geht. Hierfür braucht es einen freiverantwortlichen, von jedem Einzelnen individuell zu fällenden Entscheid. Dass augustinisch-urchristliche Elemente wie die Ablehnung der Babytaufe gerade nach der Reformation wieder aufgekommen sind, hängt primär hiermit zusammen. Zweitens ist somit die Welt nur schon aufgrund des Sündenfalls sicherlich ein verlorener Ort und ohne freiverantwortlichen Glaubensentscheid verdammt, woraus sich drittens – Eigenverantwortung bedingt Interaktion – ergibt, dass Gott nicht unverfügbar oder fern ist, sondern durchaus nahbar und personal.

Ironisch wirkt, dass Roger Köppel mit seiner Sicht gegen den Moralismus angehen möchte, nicht aber erkennt, dass genau der Protestantismus – wie Max Weber ja auch festgestellt hat – die Basis für Liberalismus und einen sich selbst ethische Schranken gebenden Kapitalismus legte, was ja durchaus auch auf Köppels Denkachse sein müsste und für ihn keine «gefährliche» Erkenntnis wäre. Auch die Welt als verlorener Ort bedeutet nicht, dass die gläubigen Menschen sich dadurch zu Moralaposteln aufschwingen müssen; durch ihr Reden und Handeln aber werden sie ohne explizites Betonen einen Unterschied in der Welt machen, die wiederum – ganz nach Augustins Leitsatz «cuicque suum tribuere» – von Gott gerichtet

wird und uns Gewissheit gibt und dadurch viele Sorgen nimmt.

Artur Terekhov, Zürich Oerlikon

Wahrheitsgetreu

Nr. 15 – Berichterstattung über Ungarn von Peter Keller und Boris Kálnoky

Seit langem haben wir keinen so fairen Artikel mehr über Ungarn gelesen. Das Gleiche gilt für die Grenzbeschreibung «Wo Arm auf Mausarm trifft». Danke Ihnen und dem Korrespondenten! Wir sind ein ungarisch-schweizerisches Ehepaar, seit 42 Jahren verheiratet und leben in der Schweiz. Der Kontakt mit den ungarischen Bekannten und Verwandten ist intensiv. So war der weibliche Teil am Wahlsonntag in Budapest, nicht wegen der Wahlen. Unterdessen hatten wir auch Besuch von einem jungen, mit uns verwandten Ehepaar aus Ungarn. Auch sie haben Ihren Bericht gelesen und fanden ihn wahrheitsgetreu und korrekt. Seit vielen Jahren stellen wir fest, dass die deutschsprachige Presse zu grossen Teilen manipuliert und einseitig ist, ja so einseitig, dass sie sich lügenhaft auswirkt. Unsere Recherchen haben ergeben, dass finanzielle und machtpolitische Gründe dafür verantwortlich sind. Umso mehr schätzen wir es, dass Sie den Mut haben, unabhängig davon, wessen sich die gesamte Presse rühmt, zu schreiben. Wir gratulieren Ihnen. *Heinrich Sprecher, per E-Mail*

Korrigenda

Im Artikel zum Institut für Medizinische Genetik der Universität Zürich (Nr. 17/14) ist uns ein Fehler unterlaufen. Es heisst im Text, Institutsleiterin Anita Rauch habe nicht auf die schriftliche Rückfrage bezüglich Details zu einem von ihr angeführten Urteil des Bundesgerichts reagiert. Das ist falsch. Anita Rauch liess der *Weltwoche* die nachgefragten Informationen zukommen. Die *Weltwoche* bittet Anita Rauch und das Institut um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Sri Lanka Rundreise

Höhepunkte :

Colombo – Königsstadt Anuradhapura – Polonnaruwa mit Sirigiya Monolith – Steintempel Dambulla und typische Gewürzgärten – Kandy mit „Tempel des Zahns“, Vorführung traditioneller Tänze – Besuch Elefantenwaisenhaus in Pinnwala – Ins Zentrum der weltbekannten Teeproduktion Sri Lankas: Nuwara Eliya – Safari im Yala Nationalpark – Traditionelle handgefertigte Klöppelkunst in Galle – Herrliche Badetage in Beruwela am Meer.

Zusatzprogramme: Badeverlängerung in Beruwela oder Waddurwa u.a. mit Ayurveda-Behandlungen, Nachprogramm Nord Sri Lanka und Kombination mit einem Aufenthalt in Dubai möglich.

Privatreise: Sie haben auch die Möglichkeit, diese Reise zu individuellen Reisedaten mit eigener Reiseleitung zu buchen. Der Preis beträgt für 2 Personen bei Doppelbelegung ab CHF 2590.-

12 Tage bereits ab
2290 CHF
pro Person

Pauschalpreise p. P. in CHF			
Nr.	von/bis	2 Personen	3 Personen
05	07.07. – 18.07.14	2290	2890
06	15.09. – 26.09.14	2290	2890
07	10.11. – 21.11.14	2490	3150
08	16.02. – 27.02.15	2490	3150
09	09.03. – 20.03.15	2490	3150

Mindestteilnehmerzahl: 5 Personen.
Änderungen vorbehalten.

 REISEGARANTIE



Inklusive: Emirates Linienflüge Zürich-Colombo-Zürich jeweils via Dubai, Economy Class / Flughafengebühren / 10 Übernachtungen in guten Mittelklasshotels / Halbpension / Alle Ausflüge und Eintritte gemäss Programm / Deutsch sprechende, lokale Reiseleitung / Reiseführer / Kundengeldabsicherung

Dufourstrasse 157 - 8034 Zürich
Tel. 044 384 93 93
www.bischofberger-reisen.ch

bischofberger
reisen
Ihr Rundreisen Spezialist



Von A bis Z in die Intrige verstrickt

Neue Dokumente zeigen: SP-Bildungsdirektorin Regine Aepli und Hochschulamtschef Sebastian Brändli gaben nicht nur die Entlassung von Christoph Mörgeli vor. Sie waren jederzeit und schon von Beginn weg über die Mobbingkampagne gegen den SVP-Politiker informiert. *Von Philipp Gut*

Die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) bewegt sich und nimmt die richtige Fährte auf. Unter dem Titel «Regine Aeplis heikle Rolle im «Fall Mörgeli» fragte sie letzten Samstag, «ob der Entscheid zu Mörgelis Entlassung politisch motiviert war». Diese Frage stelle sich umso mehr, als SP-Bildungsdirektorin Regine Aepli «bereits mehrere Male mit heiklen Äusserungen» aufgefallen sei. Die «zwei zentralen Fragen» lauten gemäss NZZ: «Wer hat die Affäre durch eine Indiskretion ins Rollen gebracht? Und wer hat wann über das Schicksal Mörgelis entschieden?»

Tatsächlich steht Regierungsrätin Regine Aepli zunehmend im Zentrum der Vorgänge, die einst als Fall Mörgeli begonnen hatten, sich zur Zürcher Universitätsaffäre weiteten und jetzt sogar die Regierung erreichen. Die Anzeichen verdichten sich, dass Regine Aepli und ihr ebenfalls der SP angehörender Hochschulamtschef Sebastian Brändli von Anfang an und damit weit früher als bisher bekannt an der Mobbing-Intrige gegen Christoph Mörgeli, den ehemaligen Konservator am Medizinhistorischen Institut, beteiligt waren. Aepli ist, neben ihrem Amt als oberste Bildungspolitiklerin des Kantons, auch Präsidentin des Universitätsrats, des strategischen Führungs- und Kontrollorgans der Hochschule. Sekretär des Uni-Rats ist Sebastian Brändli. Diese zweifache Doppelrolle macht den Fall noch brisanter, als er ohnehin schon ist. Denn weder das Bildungsdepartement noch der Universitätsrat ist in irgendeiner Weise befugt, personalrechtliche Massnahmen gegen Uni-Professoren einzuleiten. Doch genau dies haben Aepli und Brändli getan, wie die *Weltwoche* aufgrund von Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft aufzeigte («Anweisungen von ganz oben», *Weltwoche* Nr.16/2014) und wie neue Recherchen belegen.

Aus den erwähnten Ermittlungsakten geht zweifelsfrei hervor, dass Hochschulamtschef Sebastian Brändli und damit mutmasslich auch seine Vorgesetzte und Parteikollegin Regine Aepli über die Ereignisse am Medizinhistorischen Institut und Museum zu jeder Zeit informiert waren. Der neue Institutsdirektor Flurin Condrau, der sein Amt im Februar 2011 antrat, suchte und fand den Kontakt zur Bildungsdirektion von Beginn weg. Er korrespondierte mündlich und schriftlich über alle Instanzen hinweg mit Hochschulamtschef und Uni-Rats-Sekretär Brändli, den er seit gemeinsamen Studientagen kennt. Flurin Condrau versorgte Brändli aus erster



Aus erster Hand: Zürcher Regierungsrätin Aepli.

Hand mit Universitätsinterna über die Mobbingkampagne gegen seinen Untergebenen Christoph Mörgeli.

Bei seiner Einvernahme durch die Staatsanwaltschaft am 5. November 2013 sagte Brändli aus, Flurin Condrau habe ihn bereits im Mai 2011 – also rund siebzehn Monate vor Mörgelis Entlassung – gefragt, «ob er einen Bericht betreffend den Stand der Sammlung in Auftrag geben könnte». Offenbar ermunterte Brändli seinen Studienfreund Condrau dazu, denn Tatsache ist: Dieser Bericht ist bald darauf wirklich «in Auftrag gegeben» und erstellt worden. Eine Kommission unter der Leitung des deutschen Professors Robert Jütte durch-

streifte die unter Mörgelis Obhut stehenden Magazine, ohne den verantwortlichen Konservator mitzunehmen oder auch nur anzuhören. Das Resultat fiel vernichtend aus. Der Bericht landete unter Verletzung des Amtsgeheimnisses beim *Tages-Anzeiger*, der den Fall ins Rollen brachte.

Brändli beriet Condrau

Neu und belastend für die Beteiligten ist das Faktum, dass Hochschulamtschef und Uni-Rats-Aktuar Sebastian Brändli von A bis Z über die gegen Mörgeli gerichtete Intrige im Bild war. Mehr noch: Brändli spielte gegenüber Condrau eine Art Beraterrolle, wie er selber in

den Einvernahmeprotokollen der Staatsanwaltschaft deutlich macht. So wusste Aepplis Bildungsdirektion bereits über den (amtsgeheimen) Bericht der sogenannten Jütte-Kommission Bescheid, bevor dieser überhaupt geschrieben war.

Doch nicht nur das. Es gab in der Affäre noch einen zweiten, ebenfalls geheimen Bericht, der Christoph Mörgeli in schärfsten Tönen attackierte und der ebenfalls aus dem Institut heraus zum *Tages-Anzeiger* fand: den Akademischen Bericht 2011, verfasst von Institutschef Flurin Condrau. Normalerweise dienen solche Berichte der nüchternen Jahresbilanz der Institute und Seminare. Nicht so in diesem Fall: Condrau machte daraus eine fulminante Abrechnung mit einem einzelnen Institutsmitarbeiter und dessen politischer Haltung: mit Christoph Mörgeli, Nationalrat der SVP. Jetzt zeigen die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft: Auch diesen Bericht, den die Universitätsleitung sperren liess, weil er gegen einen einzelnen Untergebenen gerichtet war und dessen Persönlichkeitsrechte tangierte, schickte Flurin Condrau umgehend an seine Verbündeten im Bildungsdepartement.

Die Quelle für diese Vorgänge, die einmal mehr das Amtsgeheimnis verletzen, ist völlig unverdächtig. Es ist Hochschulamtschef Sebastian Brändli persönlich. In der Einvernahme sagte Brändli, Condrau habe ihm den erwähnten Akademischen Bericht im Mai 2012 per E-Mail zugeschickt «und erzählt, was darin steht». Das klingt, als ob es sich um einen harmlosen Schwatz gehandelt hätte. In Tat und Wahrheit war der Bericht geheim, und Brändli hätte ihn nicht sehen dürfen. Man geht wohl nicht falsch in der Annahme, dass der Bildungsbeamte auch seine Chefin Regine Aeppli auf dem Laufenden hielt. Jedenfalls unternahm er nichts, was die anrollende Mobbingkampagne und die damit verbundenen mehrfachen Amtsgeheimnisverletzungen aus der Chefetage des Medizinhistorischen Instituts unterbunden hätte.

Unbefangene Chefin würde einschreiten

Ganz im Gegenteil. Sebastian Brändli, der ranghöchste und auch faktisch einflussreichste Hochschulbeamte im Aeppli-Departement, arbeitete selber mit der Presse zusammen, als es darum ging, Christoph Mörgeli rauszuboxen. Zur Erinnerung: Zwischen dem 13. und dem 15. September 2012 mailte und telefonierte Brändli mehrmals mit einem Journalisten der Zeitung *Der Sonntag*, die daraufhin überraschend vermeldete, die Universität entlasse Professor Mörgeli. Die Staatsanwaltschaft ermittelte neben Brändli keine weitere Quelle aus der Hochschule oder dem Bildungsdepartement. Insgesamt telefonierte Brändli im Vorfeld der Publikation über eine Stunde lang mit dem *Sonntag*. Die Universität hat wegen dieser erneuten Amtsgeheimnisverletzung



Einzig Quelle: Hochschulamtschef Brändli.

Anzeige gegen unbekannt erstattet. Als Verdächtiger kommt bis jetzt nur Sebastian Brändli in Frage, was pikant ist: Die Anzeige der Uni richtet sich nun gegen ein Mitglied ihres eigenen Aufsichtsorgans, des Uni-Rats.

Dies allein könnte eine unbefangene Chefin nicht tolerieren. Ein Beamter, der vertrauliche und hochsensible Interna an die Presse weitergibt, ist unter normalen Umständen seinen

Condrau fragte Brändli, «ob er einen Bericht betreffend Sammlung in Auftrag geben könnte».

Job los. Zumindest würden die Vorgänge, die aktenkundig sind, intern untersucht. Regine Aeppli hat bisher nichts dergleichen unternommen. Konsequenzen: null. Der Grund drängt sich auf: Die SP-Bildungsdirektorin steckt mit Sebastian Brändli und dessen Studienkollegen Flurin Condrau unter einer Decke. Sie alle einte dasselbe Ziel: Sie wollten den politisch missliebigen Professor und Museumskonservator Mörgeli loswerden.

Dieser dramatische Schluss drängt sich auf, wenn man die weiteren Geschehnisse betrachtet, die nun durch die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft publik geworden sind. Merkwürdig: Aepplis Chefbeamter Sebastian Brändli informierte den *Sonntag* über Mörgelis Entlassung, bevor diese überhaupt von der dafür allein zuständigen Instanz, der Uni-Leitung, beschlossen worden war. Rektor Andreas Fischer weilte bis zum Sonntag, dem 16. September 2012, im Ausland in den Ferien und hatte sich zuvor gemäss eigener Aussage gegenüber der Staatsanwaltschaft nicht mit der Entlassungsfrage befasst. Das Wissen über die-

sen Entscheid, den der Rektor als Entscheidungsträger noch gar nicht gefällt hatte, stammte aus der Spitze der Bildungsdirektion, die faktisch auch entschieden hat.

Noch am gleichen Sonntag, an dem die Schlagzeile von der bevorstehenden Entlassung Mörgelis erschien, bestellte Regierungsrätin Regine Aeppli Uni-Rektor Andreas Fischer auf den kommenden Tag zu sich ins Bildungsdepartement. Das Treffen fand um 8.30 Uhr statt. Traktandum: «Personalrechtliche Massnahmen gegen Prof. Mörgeli». Anwesend ist auch Aepplis Chefbeamter Sebastian Brändli. Und dazu auf ausdrücklichen Wunsch von Aeppli eine gewisse Andrea Moser vom Personalamt der Universität. Schon dies ist seltsam: Nicht der Rektor hat Uni-Mitarbeiterin Moser aufgeboten, sondern die Bildungsdirektorin. Wozu Mosers Anwesenheit diene, wird klar, wenn man ihre genaue Funktion und den weiteren Lauf der Dinge betrachtet: Moser ist zuständig für Anstellungs- und Kündigungsverfahren. Und genau deshalb liess Aeppli sie aufbieten: Sie sollte die fachgerechte Abwicklung der in der Bildungsdirektion beschlossenen Entlassung garantieren.

Rektor Andreas Fischer konnte in der Folge bloss noch nachvollziehen, was ihm Regine Aeppli und *Sonntag*-Informant Sebastian Brändli vorgegeben hatten. In den Mittagsstunden an diesem Montag, dem 17. September 2012, entschied er dann formell, was anderswo längst beschlossen und auch kommuniziert worden war.

Genossen unter sich

Mit Mörgelis Entlassung und sofortiger Freistellung waren seine politisch motivierten Widersacher am Ziel. Wie sich jetzt in den Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft zeigt, sitzen diese nicht nur in Institut und Universität. Eine aktive und letztlich entscheidende Rolle spielten auch die Spitzen der Bildungsdirektion: Regierungsrätin Regine Aeppli und ihr Chefbeamter Sebastian Brändli. Dass beide zugleich Mitglied des Universitätsrats sind und in dieser Funktion die Uni beaufsichtigen sollen, ist eine besondere Pointe dieser erstaunlichen Geschichte. Regine Aeppli beaufsichtigt sich gewissermassen selbst.

Auch von einer Durchleuchtung der Führungsstrukturen, die sie extern in Auftrag gab, muss die Bildungsdirektorin wohl nichts fürchten. Der Universitätsrat, den sie präsidiert, setzte das Beratungsbüro Infrac ein. Federführend ist Barbara Haering, ehemalige SP-Nationalrätin und Parteikollegin von Aeppli und Brändli. Wenn die Genossin ihre Aufgabe ernst nimmt, kommt sie allerdings nicht darum herum, die heimlichen Drahtzieher der dubiosen und höchst fragwürdigen Entlassung Christoph Mörgelis in Bildungsdepartement und Regierung unter die Lupe zu nehmen. Die heisseste Spur der ganzen Affäre führt direkt zu Bildungsdirektorin Regine Aeppli. ○

Grenzen des Geschichtsschreibers

Mit der «Geschichte der Schweiz», die er jetzt herausgibt, will Georg Kreis die Schranken der nationalen Geschichtsschreibung überwinden. Der europophile Basler Professor stösst dabei allerdings an seine eigenen professionellen und intellektuellen Limiten. *Von Markus Schär*



«Fahrplanwechsel»: historisches Postkarten-Sujet aus der Zeit vor 1945.

«Braucht es überhaupt noch Nationalgeschichten?», fragte Georg Kreis vor zwölf Jahren. Der Leiter des Basler Europainstituts gab da in einem Aufsatz eine «Anleitung zum Ausbruch aus dem Käfig der nationalen Historiographie». Zwar drängten sich Gesamtdarstellungen gelegentlich auf, vor allem, weil der Markt dies wünsche, räumte der praktizierende Internationalist ein. Die Schweiz brauche aber keine Nationalgeschichte mehr, «welche die eigene Entität einmaliger, autonomer und autarker versteht und darstellt, als sie es ist».

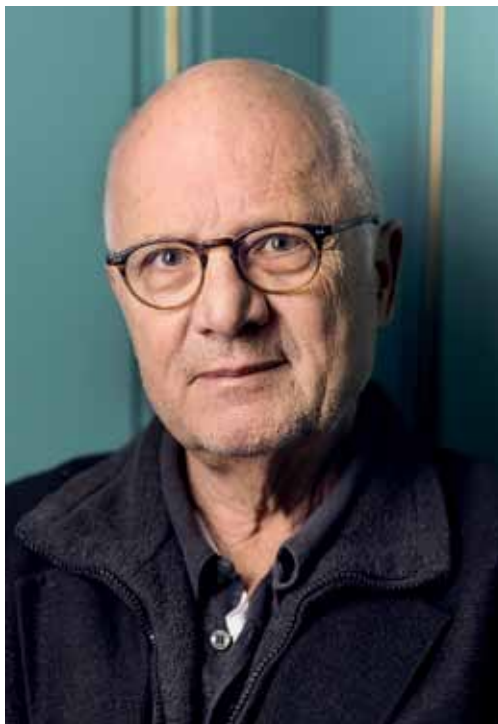
Der Aufsatz lässt sich jedoch nicht nur als Absage an die Nationalgeschichte, sondern auch als Bewerbung eines Nationalgeschichtsschreibers lesen. Denn der Basler Professor, der nie über das 1993 für ihn gegründete Europa-Institut hinausgekommen ist, empfahl sich auch unübersehbar als den «bereits eingeführten Spezialisten, also Kenner der Materie, aber auch die mit einem gewissen Bekanntheitsgrad ausgestattete Person», die eine Gesamtdarstellung erfordere.

«Ausgerechnet Georg Kreis?», fragten allerdings Eingeweihte, als er 2008 ankündigte, er wolle bis 2010 mit einem zwölfköpfigen Team «die Schweizer Geschichte neu schreiben», wie der *Baslerstab* das «Mammutprojekt» feierte. Ausgerechnet Georg Kreis? Er lehnte zwar das Nationale ab, stiess aber zu jedem Nationaljubiläum und Nationalmythos ungefragt Texte aus, ob zu 1291 oder 1914, Rütli, Landi oder Marignano. Er zeichnete sich – vom Kontrahenten Niklaus Meienberg als «Staubsauger» geschmäht – dabei stets durch Faktenhuberei aus, aber kaum durch Analyse und Synthese.

Er lehnte zwar das Nationale ab, stiess aber zu jedem nationalen Jubiläum ungefragt Texte aus.

Er setzte als Redaktor der *Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte (SZG)* – die wie das Nationalgeschichte-Projekt von Schwabe verlegt wird – seine Sicht durch, gerne mit giftigen Polemiken gegen Andersdenkende. Und er sorgte nicht als Historiker, sondern als Politiker für Aufsehen: als Präsident der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR), als Mitglied der Bergier-Kommission zur Schweiz im Zweiten Weltkrieg, vor allem als besessener Widersacher von Christoph Blocher, dem SVP-Vordenker, den er seit dem Nein zum EWR 1992 (dem er sein Institut verdankt) bekämpfte.

Wenn er über die jüngste Schweizer Geschichte schreibe, müsse er auch Blocher unparteiisch würdigen, mahnte die *Sonntagszeitung* Georg Kreis, als er 2008 sein Projekt vorstellte. Kein Problem, meinte der Eiferer, der im Jahr zuvor in E-Mails an FDP-Präsident Fulvio Pelli oder im Anti-Blocher-Buch «Fahrplanwechsel» die Abwahl des SVP-Bundesrates gefordert hatte: «Ich möchte wirklich nicht, dass dieses kollektive



«Nichts grundsätzlich Neues»: Historiker Kreis.

Projekt eingefärbt wird durch meine politischen Nebentätigkeiten.» Ob er über die letzten zwanzig Jahre schreibe, stehe noch nicht fest, und falls doch, bestehe eher das Risiko, «dass ich der Gegenseite [!] zu viel Kredit einräume».

Aus weiblicher Sicht

Hat Georg Kreis seine vollmundigen Versprechen gehalten? «Die Geschichte der Schweiz» liegt jetzt, mit einigem Rückstand auf die Marschtabelle, zur Subskription auf. Als «das neue Standardwerk», wie sie der Verlag anpreist, soll sie «eine übergreifende Darstellung für ein breiteres Publikum» bieten: mit 11 Epochenkapiteln zur «Chronologie der Dinge» und 22 Aufsätzen, die «Fenster auf einzelne Themen öffnen», von zwingenden wie Bevölkerung oder Volkswirtschaft (die eigentlich in die Epochenkapitel integriert sein sollten) bis zu beliebigen wie «Das Bild und die Reformation», «Audiovisuelle Überlieferung» oder auch: «Mehrere Sprachen – eine Gesellschaft». Diesen Aufsatz (dessen Titelthese falsch ist, weil die Schweiz nie «eine Gesellschaft» war) braucht der Ex-EKR-Präsident Kreis für ein Plädoyer: Man sollte bei den Neo-Schweizern «nicht nur auf Fehlendes achten, sondern auch darauf, was diese Einwanderer gerade an Sprachkenntnissen mitbringen».

Das ehrgeizige Opus soll die «Geschichte der Schweiz und der Schweizer» ablösen, die 1982/83 herauskam: Ein Team von jüngeren Historikern (ohne Historikerin) brach damals mit der nationalen Geschichtsschreibung der grossen Männer und wichtigen Ereignisse, indem es die Methoden der internationalen Sozialhistorie auf die Geschichte der Schweiz anwandte. Er halte dieses Geschichtsverständnis «noch immer für grundsätzlich gültig»,

schreibt Georg Kreis, der sich selber von der Entwicklung seines Fachs in den letzten vierzig Jahren kaum beeinflussen liess. Deshalb wolle seine Schweizer Geschichte «nicht etwas Überholtes ihrerseits überholen».

Der 645-seitige Wälzer leistet denn auch selbstdeklariert «nichts grundsätzlich Neues». Das Werk soll einerseits die Geschichte mit einer «modernisierten Präsentationsform» darstellen – diesen Anspruch löst es mit aussagekräftigen Bildern, Grafiken und Karten tatsächlich ein. Und es soll andererseits, neben einer «gewissen Wiederaufwertung» der geistesgeschichtlichen Dimension, die Lücken des Vorgängerwerkes schliessen, also angeblich an Bedeutung gewinnende Themen abhandeln, wie die Umwelt, das Religiöse und vor allem die Frauen: Den *gender turn*, also die Geschichtsschreibung aus weiblicher Sicht, hätten die Vorgänger «knapp, aber doch klar» verpasst, rügt sie der Nachfolger.

Frage nach der Kompetenz

Zumindest das Inhaltsverzeichnis hält dieses Versprechen. Im Sammelband finden sich auch Aufsätze zur Umwelt- und Klimageschichte von Christian Pfister, einem der Begründer des Fachs, sowie zu Familie und Verwandtschaft von Elisabeth Joris und zum Frauenstimmrecht von Brigitte Studer – beide Historikerinnen sehen die Geschichte seit je aus feministischer Sicht. Vor allem aber kann sich der Herausgeber rühmen, «dass die vorliegende Geschichte die erste schweizerische Gesamtgeschichte mit weiblicher Mitwirkung ist und die Historikerinnen für etwa die Hälfte der Hauptbeiträge verantwortlich zeichnen».

Wer genauer hinschaut, stellt allerdings Fragen, vor allem jene nach der Kompetenz. Danièle Tosato-Rigo, Assistenzprofessorin in Lausanne, handelt das 17. Jahrhundert ab; da-

Umfassende Beratung.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch/anlegen



Private
Banking

für drängte sie sich einzig wegen ihrer Dissertation von 2000 über die Chronik des Berner Bauern Jodocus Jost auf. Und Susanna Burghartz, Professorin in Basel, stellt das 14. und das 15. Jahrhundert dar; sie gilt unbestritten als Expertin für Frauengeschichte – aber für die Frühe Neuzeit, nicht für das Mittelalter.

Immerhin herrscht Gleichberechtigung: Auch unter den Männern finden sich Autoren mit fragwürdiger Autorität, ausgerechnet auf den nationalen Minenfeldern. Über die Zeit der Weltkriege, also auch über die grossen Streitfragen der neuen Schweizer Geschichte, richtet Sacha Zala. Den Auftrag bekam der Dozent und «assoziierte Forscher» an der Uni Bern wohl auch dank seiner Herkunft aus dem Puschlay, also als Quoten-Italienischsprachiger, dank seiner Tätigkeit als Präsident des Beirates der SZG und vor allem dank seiner Dissertation über die internationale politische Zensur – bei Georg Kreis. Bei heiklen Fragen wie der Einführung des Judenstempels stützt er sich denn auch ausschliesslich auf Schriften seines Doktorvaters.

Groteske Gewichtungen

Über das Hochmittelalter, also auch über 1291, schreiben Justin Favrod, Journalist und jetzt persönlicher Mitarbeiter des Waadtländer Staatsrats Pascal Broulis, der seinen Doktor über die Burgunder im Wallis im 6. Jahrhundert machte, sowie Jean-Daniel Morerod, ordentlicher Professor in Neuenburg und Spezialist für die Geschichte der Bistümer, der als eine seiner fünf wichtigsten Publikationen

Die Autoren drücken sich um eine Meinung zu den grossen Streitfragen der Geschichte.

einen Aufsatz im *Geschichtsfreund* über die Gotthard- und Simplonachse um 1291 nennt.

Die beiden Autoren drücken sich um eine Meinung zu den grossen Streitfragen der eidgenössischen Geschichte. Sie weisen zwar ein Dutzend Mal darauf hin, dass Forscher den Bundesbrief von 1291 für eine Fälschung halten, wagen aber kein eigenes Urteil. Und sie sprechen dem «Bündnis dreier Talschaften am Gotthard» jede Eigenart ab, räumen jedoch drei Seiten weiter ein: «Diese Form eines Bündnisses zwischen ländlichen Gemeinschaften gab es andernorts nicht.» So setzen sie nicht einmal zum Versuch einer Antwort auf die entscheidende Frage an, «warum jenes Bündnis-system erfolgreicher war als andere Verbindungen und warum es so lange Bestand hatte».

Sowohl zur Entstehung der Eidgenossenschaft als auch zur Bedeutung ihrer Gründungsgeschichte gibt es (vorläufig) massgebliche Meinungen: Einerseits von Roger Sablonier, der 2008 mit «Gründungszeit ohne Eidgenossen» einen Bestseller vorlegte und 2010 zu früh verstarb, andererseits von Thomas Maissen, der in sei-

ner souveränen «Geschichte der Schweiz» von 2010 auch die Erkenntnisse seiner Habilitationsschrift über das Staatsverständnis der Eidgenossenschaft erklärte. Mit beiden Autoren sind Interessierte besser bedient, zu anderen Themen auch immer noch mit der «Geschichte der Schweiz und der Schweizer».

Mit seinem Kapitel über die jüngste Geschichte müsste Georg Kreis also für den Kaufzwang sorgen. Diesem Anspruch wird er, wenig überraschend, nicht gerecht – zum Erstaunen des Kritikers aber nicht nur bei der gedanklichen Durchdringung und unparteilichen Darstellung des komplexen Stoffs, sondern selbst bei den Argumenten und den Fakten. Sein Text wirkt, als hätte ihn niemand vom Fach kritisch lektoriert.

Da gibt es Wendungen wie: «zwei ehemalige Bundesräte, die vorübergehend in der Landesregierung sasssen», oder: «Der Bewegung [von 1968] ging es um Autonomie und Selbstbestimmung.» Groteske Gewichtungen, wenn Kreis die Veranstaltungen erwähnt, die 2006 an den Brand in Schweizerhalle erinnerten, aber «trotz gleich geliebener Problematik [?] auf geringe Resonanz stiessen», jedoch das Waldsterben nach sieben Zeilen (korrekt) als Medienphänomen bezeichnet, ohne mit einem Wort auf seine Bedeutung für die Verkehrspolitik und die Parteienlandschaft hinzuweisen.

Ignorante Einschätzungen auch, wenn der ökonomisch ahnungslose Historiker die achtziger Jahre auf einer halben Spalte abhandelt, ohne auf das Obligatorium der beruflichen Vorsorge und den dadurch ausgelösten Immobilienboom oder die Restrukturierung der Schweizer Industrie einzugehen, oder ausführlich die Arbeit der Bergier-Kommission (mit Kreis als Wortführer) belobigt, ohne die Grossbanken UBS und CS mit ihrem Vorstoss in die USA auch nur zu erwähnen. Und es folgt eine grandiose Fehlprognose: «Die wiederholte Bekräftigung der Personenfreizügigkeit zeigte, wie weit die Zeiten zurücklagen, in denen [...] Überfremdungsiniciativen drohten.» Vor allem verblüfft ein bizarrer Bock: «Zu den Ereignissen, die sich rund um die Fichenaffäre

zutragen, gehört auch die Demission von Elisabeth Kopp», schreibt Kreis, dabei beruft er sich auf einen Bericht über den Staatsschutz für den Bundesrat von 1993 (Herausgeber: Georg Kreis). Die korrekte Chronologie: Bundesrätin Elisabeth Kopp trat im Januar 1989 zurück, Nationalrat Moritz Leuenberger leitete darauf eine parlamentarische Untersuchungskommission und löste im November 1989 mit seiner Empörung über die staatliche Schnüffelei – von der er längst wusste – die Fichenaffäre aus.

Was als Reform gilt

Georg Kreis scheitert so schon an den Details. An die Analyse und Synthese auf der «historiographischen Baustelle» der letzten Jahrzehnte wagt er sich denn auch gar nicht – dabei ist dies die einzige Aufgabe des Nationalgeschichtsschreibers. Eine «unterteilende Binnenstruktur» (?) lasse sich noch nicht ausmachen, gesteht er, deshalb untersucht er einfach das «Wechselverhältnis von Reformbereitschaft und Reformfeindlichkeit» – wobei der Euro-Turbo und Multikulti-Fan natürlich selber dekretiert, was als Reform gilt. Die Periodisierung in eine reformfreundliche Phase vor 1992 und eine reformunwillige nach 1992 geht allerdings nicht auf (weil sie falsch ist): Die Einführung der Rassismuskommission 1995 – ein zentrales Ereignis! – zeigt so für ihren Gründungspräsidenten, «dass sich politische Vorgänge nicht nach einem einfachen Schema den verschiedenen Zeiträumen zuordnen lassen».

Braucht es noch ein Wort dazu, wie Georg Kreis die «Gegenseite» würdigt? Der gerechte Geschichtsschreiber nennt sein Feindbild immerhin zweimal. Bei der EWR-Abstimmung von 1992: «National gesinnte Beitrittsgegner appellierten, angeführt von SVP-Nationalrat Christoph Blocher und unter Einsatz grosser Treichel (Kuhglocken), mit archaischen Parolen, die sich auf Marignano und Bruder Klaus bezogen, an alte Verteidigungsinistkte.» Und bei den Unruhen von 1968, wo die beiden Pfarrersöhne Moritz Leuenberger und Christoph Blocher angeblich dafür stehen, wie die «intensiven Erfahrungen des gesellschaftlichen und kulturellen Aufbruchs» eine ganze Generation prägten, «mehrheitlich im liberalen Sinn und in wesentlich geringerem Masse auch im reaktionären Sinn». Schliesslich versprach Georg Kreis vor sechs Jahren in der *Sonntagszeitung*: «Wir wollen keine stromlinienförmige Interpretation liefern, die einem bestimmten politischen Lager passt.»



Montagsmorgen, 6.30 Uhr, Manni W. entdeckt das Tier in sich ...



Georg Kreis (Hrsg.): Die Geschichte der Schweiz. Schwabe, 645 S., Fr. 98.– (Subskription bis 30. Juni)

Köppel im Bermudadreieck der SVP

Die *Weltwoche* unterstellt mir, ich hätte die SVP in die Schmutzdecke gestellt. Dabei: Wäre Christoph Blocher wirklich zur Jahrhundertfigur der Schweizer Politik geworden, hätte er den alten Parteikurs fortgeführt? *Eine Entgegnung von Michael Hermann*

Für einmal waren sich der grün-alternative Jo Lang und *Weltwoche*-Chef Roger Köppel einig. Der eine fand unsere Auswertung der Parteiparolen der letzten dreissig Jahre im *Tages-Anzeiger* «Nonsens», der andere «Hokuspokus». AltNationalrat Lang hat sich schon lange auf den «Quantifizierungs-» und «Vermessungswahn» eingeschossen. Köppel sieht es nicht ganz so eng. Vor einem Jahr etwa diagnostizierte seine *Weltwoche* auf der Frontseite einen «weiblichen Linksdrall». Grundlage des Aufmacherartikels war eine quantitative Auswertung des Stimmverhaltens der Nationalratsmitglieder. Damals hatte die *Weltwoche* «den an der Universität Zürich lehrenden Politgeografen Michael Hermann gebeten, empirisch die Frage zu klären, ob und inwiefern sich Frauen und Männer politisch unterscheiden». Als es darum ging, Frauen der Staatsgläubigkeit zu überführen, waren empirische Befunde gerade recht. Nun, da empirische Befunde desselben Forschers zeigen, dass sich «die SVP aus dem einstigen Bürgerblock entfernt hat», gipfelt Köppels Verriss in der «steilen These», dass Politologie nichts als «persönliche Meinung im Gewand der Wissenschaft» sei. Nun wird Wissenschaft auf einmal in Anführungszeichen gesetzt. Jo Lang ist wenigstens konsequent.

Doch warum überhaupt die Erregung? Wer geht ernsthaft davon aus, Christoph Blocher wäre zur Jahrhundertfigur der Schweizer Politik geworden, hätte er bloss den alten Kurs der nationalen SVP fortgeführt? Im kritisierten *Tages-Anzeiger*-Artikel zeigen wir auf, wie der damalige Präsident der Zürcher SVP mit seinem Kampf gegen das neue Eherecht und gegen die SVP-Mutterpartei 1985 eine Umwälzung in Gang setzte. Eine Umwälzung, die im EWR-Abstimmungskampf volle Fahrt aufnahm. Hätte Roger Köppel unsere Abbildung des politischen Raums nicht in der Luft zerrissen, hätte er darin die Erklärung für den Erfolg von Blochers Neuorientierung gefunden. In den späten 1980er Jahren vertrat keine einzige der etablierten Parteien die konservativere Hälfte der Stimmbevölkerung. Es war die Autopartei, die als erste konsequent den Gegenpol zur 68er Generation einnahm. Gegen heftige Widerstände machte Blocher diese Positionen in der SVP mehrheitsfähig und löste seine Partei damit aus dem alten Bürgerblock, während CVP und FDP annähernd am selben Ort im politischen Raum verharrten. Es ist diese Erkenntnis, die Köppel besonders nervte. Für ihn sind diese Parteien «Fähnchen im Wind». Was er nicht merkte oder nicht merken wollte: Dies steht nicht im Widerspruch zu unserer Analyse. Die

Auswertung bildet nicht die absolute inhaltliche Position ab, sondern die relative Position zum Mittelwert der Stimmbevölkerung. CVP und FDP mögen sich von traditionell bürgerlichen Positionen entfernt haben, sie taten dies jedoch im Gleichschritt mit dem Volk. Die agile Stimmbevölkerung hat ja zur Mutterschaftsversicherung, ja zu Fabi, zum neuen Raumplanungsgesetz und zum Uno-Beitritt gesagt. Das Volk geht mit dem Zeitgeist. Und der geht manchmal mit der SVP – zum Beispiel bei der Zuwanderungs- und Strafrechtsdebatte. Der SVP liegt viel daran, sowohl volksnäher als auch prinzipienfester als alle anderen zu sein. Darüber hinaus will sie, wie Toni Brunner meinte, auch ihr konservatives Profil geschärft haben. Doch alles zusammen geht nicht. «Im Bermudadreieck der SVP ist alles möglich», erwiderte mir Köppel per SMS.

Bürsten gegen den Strich

Köppel unterstellt mir, mit der Verwendung der Bezeichnungen «progressiv» und «liberal» für die obere Hälfte des politischen Raums gezielt die SVP in die Schmutzdecke zu stellen. Tatsächlich hadere ich selber mit der Bezeichnung des Nordpols des politischen Raums. Ursprünglich nannte ich das Ding «liberal» in Anlehnung an den Konflikt mit den Konservativen im 19. Jahrhundert und weil sich «liberal» mit den beiden horizontalen Polen «rechts» und «links»

verbinden lässt. Ich sträubte mich gegen die gängige Bezeichnung «progressiv», weil es zwar «linksprogressiv», nicht aber «rechtsprogressiv» gibt. Mit «modernistisch» hatte ich es auch mal versucht, doch dieser Begriff stammt aus der Kunst und hat keine politische Tradition. Über Begriffe kann man streiten. Dennoch finde ich es fast schon herzig, wie Roger Köppel die SVP zur progressiven Bewegung formen will. Als ob er mit seinem konservativen Selbst nicht im Reinen wäre. Er sucht nach den politischen Motiven hinter unserer Auswertung und verkennet, dass auch Neugierde ein Motiv sein könnte. Auch wenn ich mir ganz persönlich eine linksliberale FDP wünsche, verrete ich die professionelle Position, die FDP sollte sich rechts der Mitte positionieren – das gebietet die Logik des Gesamtsystems. Ein guter Politikwissenschaftler kann nur sein, wer eine gewisse Distanz zu seinem Gegenstand bewahrt. Nur wer fähig ist, erkenntnisoffen an ein Thema heranzugehen und Denkgewohnheiten gegen den Strich zu bürsten, findet Überraschendes. Das gilt auch für den Journalismus. Vergiss deshalb nicht, lieber Roger Köppel, es waren genau diese Eigenschaften, die dich einst zum spannendsten Journalisten des Landes machten.

Michael Hermann ist Leiter der Forschungsstelle Sotomo und lehrt am Geographischen sowie am Politikwissenschaftlichen Institut der Universität Zürich.



Gegen heftige Widerstände: SVP-Legende Blocher.



Syrien

Ein Christenhund weniger

Anfang April richteten Rebellen Frans van der Lugt in Homs hin. Niederländische Muslime bejubeln den Mord am Jesuitenpater. Derweil lobt Nora Illi vom Islamischen Zentralrat Schweiz (IZRS) die «Zivilcourage» der ausländischen Kämpfer in Syrien. *Von Christian Huber*

Frans van der Lugt war gewarnt. Er hätte die umkämpfte syrische Stadt Homs schon lange verlassen können. Rebellen hatten ihn erniedrigt und an sein Bett gekettet, um ihm klarzumachen, wer nun das Sagen hatte. Aber zum Verhängnis wurde dem als Pater Francis bekannten, aus den Niederlanden stammenden 75-jährigen Jesuitenpater, dass er ohne Zustimmung der Rebellen mit dem Regime von Präsident Baschar al-Assad freies Geleit aus der Stadt für eine alte Christin, 21 Oppositionelle und einen blinden sunnitischen Mann ausgehandelt hatte. Er selbst wollte Homs nicht verlassen. Er könne seine Kirche, seine christliche Gemeinde und seine syrischen Freunde nicht in Not und Elend zurücklassen. Pater Francis lebte schon seit fünfzig Jahren in Syrien, sprach fließend Arabisch und hatte mit geistig Behinderten Gemüse angebaut. Anfang April wurde er von Bewaffneten aus dem Haus gezerrt und auf der Gasse mit zwei Kugeln hingerichtet. Der zur syrischen Opposition gehörende Abu Mussa al-Khudari liess auf Facebook verlauten, «Inschallah» (wenn Allah will), ereile Assad dasselbe Schicksal «wie diesen niederländischen Hund». Dafür erhielt Abu Mussa 91 Likes.

Zustimmung in den Niederlanden

Auf einer Homepage niederländischer Muslime, www.dewareregelie.nl (Die wahre Religion), nahm Kolumnist Abu Suhayb die Ermordung des Paters mit Genugtuung zur Kenntnis. So wie die Jesuiten unter Pius XI. mit Hitler paktiert hätten, so habe Pater Francis zwar nicht mit Präsident Assad paktiert, aber sich ihm gegenüber neutral verhalten. Niederländer, die während des Zweiten Weltkrieges mit den Nazis kollaboriert hätten, seien schliesslich nach dem Krieg auch exekutiert worden.

Man könnte dieses wirre Geschreibsel als islamistischen Fiebertraum abtun, würde nicht eine interessante Bemerkung folgen. Abu Suhayb stellt in seiner Kolumne die rhetorische Frage, ob es nicht bewundernswert sei, wenn man während der Belagerung von Homs dort bleibe, um der Bevölkerung, ungeachtet der Religion, zu helfen. Schon, meint Suhayb, aber es gebe Hunderte europäischer Männer und Frauen, die Tausende von Kilometern zurücklegten, um sich in dieselbe Situation zu begeben – dies auch, um der Bevölkerung, ungeachtet ihrer Religion, beizustehen. Auch wenn sie im Wes-

ten Terroristen genannt würden, sei ihr Verhalten viel bewundernswerter. Frans sei schliesslich bereits in Homs gewesen und habe bleiben müssen, während die aus dem Westen anreisenden muslimischen Kämpfer Tausende von Euros und ihr Leben in Europa aufgaben. Man solle Frans darum nicht glorifizieren, sondern so schnell wie möglich vergessen.

Am 10. April brachen die mit ihren Familien in Österreich lebenden Teenager Samra Kesinovic (16) und Sabina Selimovic (15) auf, um sich den gegen das Assad-Regime kämpfenden syri-



Wollte Homs nicht verlassen: Pater Francis.

schen Rebellen anzuschliessen. In ihrem Abschiedsbrief schrieben sie: «Wir sind auf dem richtigen Weg. Wir gehen nach Syrien, kämpfen für den Islam. Wir sehen uns im Paradies.»

Auf der Homepage des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) erklärt dessen Frauenbeauftragte, Nora Illi, warum man eine solche Überzeugung, «in den hiesigen Kontext übersetzt, als Zivilcourage hochloben» müsse. Auch hier tobe Islamophobie wie Minarett-, Schleier- und Kopftuchverbote, polemische Medienberichte oder Diskriminierung auf Wohnungs- und Arbeitsmarkt. Kein Wunder also, dass die Versuchung riesig sein müsse, aus diesem Elend aus-

zubrechen, um im gelobten Syrien gegen die Schergen Assads und für Gerechtigkeit zu kämpfen. Daran sei, so Nora Illi, aus islamischer Sicht auch gar nichts auszusetzen. Wenn Menschen sterben würden, lasse sich das für gläubige Muslime noch positiv deuten.

Der syrische Bürgerkrieg verweigert sich dem Bestreben, zwischen den Guten und den Bösen zu unterscheiden. Zweifellos ist Assad ein Diktator übelster Sorte und vermutlich ein Kriegsverbrecher. Aber wer sich auf dem Internet die Bilder der gegen ihn rebellierenden Kämpfer anschaut, die stolz mit den abgehauenen Köpfen ihrer Gegner posieren, mag nicht so recht daran glauben, dass das nun die Guten sind.

Syriens Christen wurden bislang nicht verfolgt, weder vom Staat noch von ihren islamischen Mitbürgern. Sie lebten nicht als Minderheit, sondern seit den frühesten Tagen des Christentums, seit den Tagen der Bekehrung des Apostels Paulus in Damaskus, als tief in ihr verwurzelter Teil der Gesellschaft. Es seien, so der christliche Priester Hanna Ghoneim aus Damaskus, wahhabitisch-salafistische Extremisten aus aller Welt, die das syrische Volk der Scharia unterwerfen wollten. Der IZRS vertritt einen wahhabitisch-salafistischen Islam.

Das Schweigen der schweizerischen Landeskirchen und der christlichen Hilfswerke zur Christenverfolgung in Syrien ist geradezu ohrenbetäubend. Das hat Tradition: Auch zur Verfolgung der Christen im damaligen Ostblock haben die Landeskirchen beharrlich geschwiegen. Offensichtlich wollte man damals nicht als kalter Krieger und will man heute nicht als islamophob gelten. Die Landeskirchen sind gerade mit dem «Dialog mit dem Islam» beschäftigt und der Etablierung des Islam als Landeskirche. Dagegen ist nichts einzuwenden, solange die kirchlichen Exponenten nicht aus Angst, ihre muslimischen Gesprächspartner zu brüskieren, den Kopf in den Sand stecken. Zu solcher Angst besteht kein Anlass. Die überwiegende Mehrheit der hier lebenden Muslime hat mit dem IZRS nichts zu tun und auch nicht mit den wahhabitisch-salafistischen Extremisten.

Man sollte wieder einmal Max Frisch lesen. «Biedermann und die Brandstifter».

Christian Huber war von 1999 bis 2005 SVP-Regierungsrat im Kanton Zürich.



Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit Streuwerbung erreichen Sie eine grosse Zielgruppe einfach und kostengünstig. Lancieren Sie Ihr Angebot und gewinnen Sie Neukunden! Ihrer Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 

Von der Justiz alleingelassen

Vor drei Jahren wurde ein Teenager vor einem Zürcher Klub zusammengeschlagen. Der Vater des Opfers wollte klagen. Vom verantwortlichen Jugendanwalt wurde die Familie abgewimmelt, getröstet und ignoriert. Von Christoph Landolt und Gaby Vogt (Bild)

Samstagnacht, 3. April 2011: Bernhard Wenger ist zum ersten Mal in Zürich im Ausgang. Die Partylaune des Siebzehnjährigen und seiner Freunde wird allerdings getrübt, denn Wenger ist in einen Streit verwickelt. Während der Automatikerlehrling aus dem Solothurnischen im Klub X-tra feiert, greift jemand in seine hintere Gesässtasche, worauf Wenger sich umdreht und die fremde Hand an seinem Portemonnaie packt. Daraufhin schlägt ihm der Beinahedieb zweimal in die Rippen und verschwindet in der feiernden Menge. Doch die Klub-Security spürt den Täter auf und erteilt ihm Hausverbot.

Nun, um 3.39 Uhr, verlassen die Freunde den Klub. Der Dieb lungert noch vor der Tür herum und folgt ihnen. In gebrochenem Schweizerdeutsch ruft er ihnen zu, sie sollen stehenbleiben. Die Solothurner gehen weiter. Dann sieht Bernhard Wenger im Augenwinkel einen Schatten. Er spürt einen Schlag, dann Schmerz. Auf dem Boden bildet sich eine Blutlache. Er beisst auf etwas Hartes – ein Stück von einem Zahn. Die Kollegen erzählen ihm, der Typ habe ihm den Fuss ins Gesicht geschlagen, wie ein Kickboxer.

Der Täter kommt nicht weit. Die Männer vom Klub haben den Vorfall beobachtet und stellen den Täter. Die Stadtpolizei nimmt alle Beteiligten auf die Wache mit. Gegen 7 Uhr unterschreibt Wenger ein Papier, auf dem festgehalten ist, was er den Polizisten erzählt hat. Dann geht er zum Hauptbahnhof und nach Hause.

Was ist in Zürich passiert? Und vor allem, was passiert nun mit dem Mann, der Bernhard verprügelt hat? Urs Wenger, Bernhards Vater, will Antworten. Der Wachtmeister, der Bernhards Aussage aufgenommen hat, erklärt ihm am Telefon, er müsse den Rapport zuerst noch bearbeiten. Drei Wochen später bittet Wenger per Mail um Akteneinsicht, da er die durch den Angriff entstandenen Kosten und Umtriebe

mit einer Zivilklage geltend machen will. Die Mail kommt zu spät. Der Fall liegt nicht mehr bei der Zürcher Stadtpolizei, sondern bei der Jugendanwaltschaft des Kantons Schaffhausen. Weil der Täter noch minderjährig ist, gilt das Jugendstrafrecht, und dieses sieht vor, dass die Behörden am Wohnort des Angeklagten untersuchen müssen. Ob die Weitergabe des Falls nach Schaffhausen für den Täter ein Glück ist, weiss man nicht – ganz gewiss aber ist es für das Opfer ein grosses Pech.

Nase, Kiefer, Rippen, Zahn

Zwar hat Bernhard Wenger, ein robuster junger Mann, die Attacke gut verarbeitet. Die vom Arzt diagnostizierten Verletzungen – 1. Nasenbeinkontusion, 2. Kiefergelenkskontusion, 3. Rippenkontusion rechts, 4. Zahnfraktur oben links – konnte der Zahnarzt reparieren oder sind von selbst verheilt. Angeknackst ist aber sein Vertrauen in die Justiz.

Das hat mit dem Mann zu tun, auf dessen Schreibtisch der Fall gelandet ist: Peter Möller, Leitender Jugendanwalt im Kanton Schaffhausen.

Die Wengers glauben, dass jetzt endlich etwas passiert – doch weit gefehlt.

Zum ersten und – wie sich zeigen sollte – für lange Zeit letzten Mal mit Möller zu tun hat die Familie Mitte Mai 2011, als Vater Urs Wenger sich telefonisch zu ihm durchstellen lässt. «Möller sagte, er wisse gar nicht, warum ich ihn anrufe», erinnert sich Wenger, der sich wie ein Störenfried vorgekommen ist. Der Jugendanwalt sagt ihm, eine Privatklage bringe nichts, denn der Täter verdiene nichts, und der Vater sei arbeitslos. Immerhin lässt sich Möller entlocken, dass der Schläger die Tat teilweise

abstreitet, weshalb noch eine Zeugenbefragung nötig sei.

Doch das Formular, mit dem sich Wenger als Privatkläger anmelden darf, kommt nicht. Eineinhalb Monate später bittet Wenger schriftlich um eine Reaktion, «damit ich wenigstens von amtlicher Seite her informiert bin und auch Bescheid weiss, was meine Möglichkeiten sind».

Der Jugendanwalt antwortet nicht. Auch auf die nächste Bitte um eine Antwort, weitere eineinhalb Monate später, kommt nichts zurück.

Was ist mit diesem Jugendanwalt los? Was tut er während der Arbeit?

Am 7. März 2012 schreibt Urs Wenger einen Brief an den zuständigen Schaffhauser Regierungsrat Ernst Landolt (SVP). Seit nunmehr einem Jahr habe er immer wieder versucht, mit Jugendanwalt Möller Kontakt aufzunehmen, um über den Stand der Anzeige informiert zu werden, schreibt Wenger. Es sei ihm gelungen, Möller telefonisch zu erreichen. «Leider musste ich feststellen, dass Herr Möller für mein Anliegen überhaupt kein offenes Ohr hatte. Die kurze Antwort von Herr Möller war: <Dies [Teilnahme am Strafverfahren sowie Privatklage] bringt sowieso nichts.>» Der Brief schliesst mit der Bitte an den Regierungsrat, sich der Sache anzunehmen.

Die Beschwerde beim Vorgesetzten scheint zu wirken: «In den nächsten zwei Wochen wird das Verfahren so weit sein, dass Ihnen das Formular Privatklage zugestellt werden kann, mit welchem Sie auch über Ihre Rechte informiert werden», schreibt Regierungsrat Landolt am 7. April. Die Nichtbeantwortung der bisherigen Anfragen, so Landolt weiter, sei vom Leitenden Jugendanwalt als Fehler erkannt worden und werde von diesem bedauert.

Endlich, ein geschlagenes Jahr nach der Tat, rückt Jugendanwalt Möller das Formular heraus. Jetzt erfahren die Wengers, wer der Täter ist: Liridon S., Werkschüler aus dem Kosovo, zum Zeitpunkt der Tat siebzehn Jahre alt. Der Vater füllt das Formular aus, nicht ohne den Vermerk, dass eine allfällige Entschädigung der Kinderkrebshilfe überwiesen werden soll.

«Noch in diesem Jahr»

Wieder gehen die Monate ins Land. Am 9. September, fünf Monate nachdem der Jugendanwalt die Nichtbeantwortung der bisherigen Anfragen als Fehler erkannt hat, verschickt Urs Wenger das nächste Mail: «Da ich bis an-



Das letzte Selfie



«Privatklage bringt nichts»: Gewaltopfer Bernhard Wenger (r.) und Vater Urs.

hin keine weiteren Informationen erhalten habe, möchte ich mich gerne erkundigen nach dem Stand der Dinge!»

Nun kommt die Antwort aus Schaffhausen prompt: Jugendanwalt Möller kündigt an, «den Beschuldigten Ende Oktober zu sämtlichen noch offenen Delikten einzuvernehmen». Danach werde er Anklage erheben.

Die Wengers glauben, dass jetzt endlich etwas passiert – doch weit gefehlt. Sie bekommen keine Akteneinsicht, keine Einladung zur Verhandlung, kein Urteil, nichts. Am 4. Oktober 2013, zweieinhalb Jahre nach der Tat, erkundigt sich Urs Wenger erneut nach dem Stand der Dinge. Der Jugendanwalt antwortet knapp: «Leider hat sich meine Planung im letzten Jahr zerschlagen, ich rechne aber fest damit, dass ich das Verfahren noch dieses Jahr abschliessen kann.» Keine Begründung für die Verzögerung, kein Wort des Bedauerns kommt

ihm über die Lippen. Seither herrscht wieder Funkstille.

Nach drei Jahren erkundigt sich die *Weltwoche* bei Jugendanwalt Möller. Nun geht alles ganz schnell. Die Schlusseinvernahme finde, «wie seit längerer Zeit geplant, innert Monatsfrist statt», schreibt Möller. Es sei einzuräumen, dass die Untersuchung dieses Falles eindeutig zu lange gedauert habe, was «weder mit den sehr umfangreichen Akten, noch mit der nicht einfachen Beweislage zu rechtfertigen ist».

Womit dann? Auf Nachfrage begründet Peter Möller sein Abtauchen mit der «Arbeitsbelastung in anderen Fällen». Die Begründung erstaunt, denn es ist kaum vorstellbar, dass drei Jahre lang keine fünf Minuten bleiben, um die Familie eines Gewaltopfers zu informieren. Immerhin findet Möller genug Zeit, um im Grossstadtrat der Stadt Schaffhausen Politik zu machen. Im Moment präsidiert

der Sozialdemokrat gar die Geschäftsprüfungskommission (GPK), deren Aufgabe es ist, die ordnungsgemässe Erledigung der Geschäfte zu kontrollieren.

Den naheliegenden Verdacht, dass er es mit seinen eigenen Geschäften weniger genau nimmt, weist Möller zurück: Er habe gegen den Täter bereits im Sommer 2011 vorsorglich jugendstrafrechtliche Schutzmassnahmen angeordnet. Auf Nachfrage erklärt er, Liridon S. sei anfänglich in einem Jugendheim untergebracht gewesen, seit 2012 im Massnahmenzentrum Kalchrain in Hüttwilen TG.

Für die Wengers ist das neu: «Wenn Herr Möller gehandelt hat, verstehe ich nicht, warum er uns das nicht schon lange sagen konnte», sagt Urs Wenger. Drei Jahre der Ungewissheit seien nicht nur für ihn unerträglich lang. «Der Täter hat ja auch nichts davon, wenn er so lange auf ein Urteil warten muss.» ○

Umerziehung zum Guten

Hilfswerke und Menschenrechtsgruppen, die sich für eine Gesellschaft ohne «Diskriminierung» einsetzen, bauen ihren Einfluss mit Steuergeld aus. Auch das bereits bestehende Schweizerische Kompetenzzentrum für Menschenrechte soll nach ihrem Gusto erweitert werden. *Von Lucien Scherrer*

Das Schweizerische Kompetenzzentrum für Menschenrechte (SKMR) ist eine Art Phantom: Es existiert seit vier Jahren, aber kaum jemand hat je von ihm gehört. Und warum es überhaupt existiert, ist ein noch grösseres Rätsel. Sicher ist: Aktuell sind 39 Mitarbeiter für das Zentrum tätig, und geleitet wird es von Walter Kälin, einem Völkerrechtsprofessor der Universität Bern und ehemaligen Uno-Funktionär. Ihre offizielle Aufgabe: die Bevölkerung für Menschenrechte «sensibilisieren», Firmen «beraten» und ein wenig Forschung betreiben, zum Beispiel über: «Geschlechterspezifische Verfolgung», «Menschenhandel in der Schweiz» oder «Menschenrechtliche Schranken bei Zwangsausschaffungen». Finanziert wird das SKMR mit einer Million Franken aus der Staatskasse, laut dem letzten Jahresbericht völlig zu Recht, denn das Angebot entspreche «klar einem Bedürfnis».

Dem Ruf der Uno gefolgt

Tatsächlich entspricht es hauptsächlich einem Bedürfnis der Hilfswerk- und Menschenrechtslobby. Entstanden ist es so: Seit 1993 «empfiehlt» die Uno ihren Mitgliedstaaten, «unabhängige Menschenrechtsinstanzen» zu schaffen – staatlich finanzierte Kontroll- und Sensibilisierungsorgane, die für eine «diskriminierungsfreie» Gesellschaft kämpfen und den demokratisch nicht legitimierten Beschlüssen der Uno Nachdruck verleihen sollen. Die Idee dazu wurde im Dunstkreis der internationalen Lobby der Nichtregierungsorganisationen (NGOs) geboren, die in derartigen Institutionen naturgemäss ein Machtinstrument sehen – denn wer, wenn nicht auf «Sensibilisierung» und «Menschenrechte» spezialisierte NGO-Aktivist*innen, wäre dafür prädestiniert, sein Know-how in derartige Organe einzubringen?

Verschiedene EU-Länder sind dem Ruf der Uno bereits gefolgt, wobei sich allein das kleine Dänemark eine 16 Millionen Euro teure «Menschenrechtsinstanz» leistet. In Deutschland wirkt ein Institut für Menschenrechte mit aktuell 57 Mitarbeitern, die der NGO-Lobby nahestehen und mit ihr zusammenarbeiten. Ein derartiges Beschäftigungsprogramm wünscht sich auch die Schweizer NGO-Lobby, die sich gerne Zivilgesellschaft nennt. Seit 2000 weibelt ein «Förderverein» für die Schaffung einer Menschenrechtsinstanz, dem verschiedene NGOs wie Amnesty International, Caritas, Heks und Humanrights.ch angehören. Präsiert wird er von der ehemaligen SP-

Nationalrätin Vreni Müller-Hemmi, die als Stiftungsrätin von Swiss Intercooperation (Helvetas) mit der NGO-Lobby verhandelt ist.

Zu deren grossen Enttäuschung beschliesst der Bundesrat 2008, vorerst «nur» ein Kompetenzzentrum zu schaffen, das von einem Verbund der Universitäten Bern, Freiburg und Neuenburg geleitet wird. Statt NGO-Aktivist*innen beschäftigt es hauptsächlich Professoren und andere Wissenschaftler, die nebenamtlich für das SKMR arbeiten. Damit will die Regierung bewusst den Eindruck vermeiden, dass neben der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus eine weitere «Kontrollinstanz» oder gar ein «missionierendes Organ» geschaffen werde, wie die NZZ bei der Eröffnung 2010 berichtet. Ein fauler helvetischer Kompromiss also, jedoch nur vorerst. 2015, nach einer fünfjährigen Pilotphase, soll das Parlament entscheiden, ob das Zentrum in eine Uno-konforme Institution mit voll angestellten Mitarbeitern und mehr Mitteln upgradet wird.

Dass damit ein Instrument der NGO-Lobby geschaffen würde, steht ausser Zweifel. Denn trotz seines wissenschaftlich-neutralen Anstrichs ist das SKMR schon heute ein Sprachrohr und Betätigungsfeld der «Zivilgesellschaft». Diese ist nämlich über «Partnerverträge» in das SKMR eingebunden. So darf sich die Menschenrechtsgruppe Humanrights.ch, die sich vergeblich um die Leitung des SKMR bemüht hatte, als Trostpreis

Was als Minderheitenschutz verkauft wird, ist in Wahrheit ein Angriff auf das Zivilrecht.

um den Bereich «Sensibilisierung» und «Information» kümmern, was der Bund mit jährlich 83 000 Franken honoriert.

Wer sich beim SKMR über «Menschenrechte» informieren will, landet damit zwangsläufig auf der Website von Humanrights.ch. Wobei diese Gruppe politisch alles andere als «neutral» ist, wie ihr Chef Jürg Schertenleib gerne behauptet. Schertenleib leitet die staatlich finanzierte Bildungsstelle «éducation 21», die von links-grünen Aktivist*innen durchsetzt ist und Hilfswerkpropaganda betreibt (siehe *Weltwoche* Nr. 17/14). Als ehemaliger Funktionär der Flüchtlingshilfe ist der Jurist ein bekannter SVP-Gegner, und seine Gruppe betreibt konsequente Propaganda gegen

missliebige Volksentscheide und für das Primat professoralen Völkerrechts. Information über Menschenrechte heisst bei Humanrights etwa, dass sich linke Anwält*innen der Demokratischen Juristinnen und Juristen für Diskriminierungsopfer empfehlen dürfen. Oder dass die Linksaussengruppe «Augenauf» eine höchst zweifelhafte Story über einen gewalttätigen Drogenhändler ausbreitet, der bei der Ausschaffung angeblich vom repressiven Staatsapparat ermordet worden ist.

Im Schoss des Staates

Ebenfalls an das SKMR angeschlossen ist das Zentrum für Menschenrechtsbildung der Pädagogischen Hochschule Luzern, das angehende Lehrer «sensibilisiert» und für seine Dienste jährlich 41 000 Franken vom Bund kassiert. Geleitet wird es von den Brüdern Peter und Thomas Kirchschräger. Die beiden gebürtigen Österreicher sind wie Jürg Schertenleib verdiente Mitglieder der «Zivilgesellschaft», die es sich im Schoss des Staates bequem gemacht haben: Erst waren sie Aktivist*innen von Amnesty International, dann initiierten sie das Internationale Menschenrechtsforum Luzern, bevor sie die PH dazu brachten, ihnen ein neues Institut mit zwei Chefposten zu schaffen.

Die Kirchschräger engagieren sich noch heute als Passivmitglieder und «Berater» bei Amnesty und verschiedenen Uno-Gremien. Entsprechend weit gefasst ist ihr Verständnis von «Menschenrechten»: Wie andere Völkerrechtsprofessoren und NGO-Aktivist*innen leiten sie aus diesem Begriff nicht Schutz vor dem Staat, sondern Ansprüche an den Staat ab. So plädieren sie in öffentlichen Stellungnahmen für eine «weite Interpretation des Rechts auf Asyl, die auch wirtschaftliche Not einzubeziehen hätte» (spricht: Asyl für alle, denn «wirtschaftliche Not» ist ein dehnbarer Begriff), sowie für «politische Rechte» für Ausländer «nach einer gewissen Aufenthaltsdauer» (spricht: Pflichten spielen keine Rolle). Daneben kritisieren sie im Namen des SKMR immer wieder gerne «das Fehlen eines speziellen und umfassenden Gesetzes gegen Diskriminierung» in der Schweiz.

Mit derartigen Forderungen fügt sich das SKMR harmonisch in eine Allianz von Linken und Hilfswerken ein, die mit Hilfe des Staates eine «diskriminierungsfreie» Gesellschaft formen will. Bereits mehrfach hat die Linke versucht, «Antidiskriminierungsgesetze» im Parlament durchzusetzen, wobei weder Paul Rechsteiner (SP) noch Josef Zisyadis (PdA),



Fehlendes Gesetz gegen Diskriminierung: Völkerrechtsprofessor Kälén.



Mehr Mittel? Stiftungsrätin Müller-Hemmi.



«Neutral»: Humanrights-Chef Schertenleib.

noch Katharina Prelicz-Huber (Grüne und Amnesty International) erfolgreich waren. Aus gutem Grund: Was als Minderheitenschutz verkauft wird, ist in Wahrheit ein Angriff auf das Zivilrecht, insbesondere die Meinungs- und Vertragsfreiheit.

Das Gleichstellungsgesetz verbietet bereits heute Diskriminierung und Belästigungen von Geschlechts wegen, was in der Praxis dazu führt, dass jedes Witzchen ein juristisches Verfahren nach sich ziehen kann; ebenso können Frauen juristisch gegen angebliche Diskriminierung vorgehen, wenn sie entlassen oder bei Beförderungen übergangen werden. Ein «umfassender Schutz» würde bedeuten, dass der Diskriminierungskatalog um Kriterien wie ethnische Herkunft, Alter oder Religion erweitert würde. Übergangene Wohnungsinteressenten, entlassene Arbeitnehmer oder abgewiesene Discobesucher erhielten damit das Recht, wegen gefühlter «Diskriminierung» zu

klagen. Und Volksentscheide wie das Minoritätsverbot müssten gekippt werden.

Wie gelebte Antidiskriminierung aussieht, zeigt das Beispiel Deutschland. Dort hat die Regierung, gestützt auf eine EU-Weisung – also unter Umgehung des Parlaments –, 2006 ein «Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz» erlassen, das jegliche Diskriminierung verbietet, weshalb es inzwischen auch Toiletten für Leute gibt, die sich nicht entscheiden können, ob sie Männer oder Frauen sind. Das Deutsche Institut für Menschenrechte gebärdet sich in diesem Kampf als Ausbildungscamp für unterbeschäftigte Juristen. So stellt es «Fortbildungs- und Informationsangebote» für Anwälte zur Verfügung, um diese in der Kunst des Klagens auszubilden. Gerichtsverfahren «gegen Diskriminierung im Arbeitsleben, im Bildungs- oder im Wohnungssektor», so hat man nämlich festgestellt, seien heute noch viel zu selten.

Derartige Verhältnisse wollen Linke und die NGO-Lobby auch in der Schweiz, und wie in Deutschland soll eine paternalistische «Menschenrechtsinstanz» ihr Vehikel werden. Vor einem Jahr haben sich unter der Führung von Humanrights.ch und Amnesty International 75 Schweizer Hilfswerke und Menschenrechtsgruppen zur NGO-Plattform Menschenrechte zusammengeschlossen. Deren Ziel: Umwandlung des SKMR in eine «unabhängige»

Wenn es dem gesellschaftlichen Fortschritt dient, müssen Gesetze von oben verordnet werden.

(gemeint ist: staatlich finanzierte und von der «Zivilgesellschaft» dominierte) «Menschenrechtsinstanz» samt Untersuchungsbefugnis und dem Auftrag, eine «Kultur des gegenseitigen Respekts und der Toleranz» zu verbreiten.

«Rassistische Hetzkampagnen»

Dabei macht die Plattform keinen Hehl daraus, dass damit Umerziehung und Aushebelung des Rechtsstaates gemeint sind. Die «unabhängige» Instanz soll nämlich nicht nur den «rassistischen Hetzkampagnen der SVP» entgegenreten und ein «Umdenken» in der Ausländer- und Asylpolitik herbeiführen, wie es in einem Thesenpapier heisst. Sie soll auch alle Empfehlungen der Uno – die oft verkappte Empfehlungen der «Zivilgesellschaft» sind – in den Rang gesetzgeberischer Akte erheben.

So hat der Uno-Menschenrechtsrat – ein von Diktaturen dominiertes Gremium, das demokratischen Staaten Ratschläge über Menschenrechte erteilt – der Schweiz im Oktober 2012 «empfohlen», ein «umfassendes Diskriminierungsverbot» zu erlassen, was der Bundesrat jedoch abgelehnt hat, zumal das Parlament bisher nichts von derartigen Gesetzen wissen wollte. Nach Ansicht der NGO-Lobby hätte sich die Regierung über solche Kleinigkeiten hinwegsetzen sollen: Der Bundesrat, so schreiben sie in einer Stellungnahme, hätte dem Parlament «signalisieren» müssen, dass der Schutz der «vielen diskriminierten Menschen» in der Schweiz dringend nötig wäre, zur Wahrung eines «friedlichen Zusammenlebens». Sprich: Wenn es dem gesellschaftlichen Fortschritt dient, müssen Gesetze von oben verordnet werden. Nach diesem Prinzip funktionierte einst auch die DDR.

SKMR-Direktor Walter Kälin will derzeit noch keine Stellungnahme dazu abgeben, wie er zum Plan einer Menschenrechtsinstanz steht. «Zur Zeit», sagt er gegenüber der *Weltwoche*, «kann ich bloss feststellen, dass unabhängige nationale Menschenrechtsinstitutionen in vielen Ländern Normalität geworden sind.» Und wer könnte schon gegen etwas Normales sein, das alle anderen auch haben? ○

«Da wird das Kind zum Projekt»

Viele Eltern befürchten, ihr Kind könnte etwas verpassen, wenn seine Talente nicht rechtzeitig professionell gefördert werden. Experten raten zur Gelassenheit: Im Spiel passiere eine nachhaltigere Förderung als in der systematischen Belehrung. *Von Daniela Niederberger*

Eltern mit kleinen Kindern haben viele Sorgen. Zu den nicht geringsten gehört diese: Der kleine Noah von nebenan geht in den Klavierunterricht, Elena aus dem Kindergarten spielt Geige, der fünfjährige Göttibub Aron ist beim Turmspringen und nimmt Frühenglisch – und unsere Kinder machen: nichts! Müsstest sie?

Von Expertenseite kommt Entwarnung. «Aus der Forschung weiss man, dass frühe Förderung sehr wichtig ist», sagt der Horgener Schulpsychologe Matthias Obrist. «Es braucht dazu aber keine speziellen Programme, Therapien oder Hilfsmittel. Der normale Alltag reicht meistens völlig aus.»

«Im Spiel passiert die nachhaltigere Förderung als in der systematischen Belehrung», sagt der Pädagoge und langjährige Erziehungsberater Martin Inversini. «Wenn man dem Kind zu absichtlich etwas beibringen will, es aber dazu noch nicht bereit ist, bringt das nichts.» Kurse seien oft nur ein Abrieb. Das Kind ist nachher vielleicht in der Lage, etwas zu reproduzieren, der Effekt wird aber nicht anhalten.

Der Erziehungswissenschaftler Dr. Thomas Stöckli sagt: «Ich verstehe, dass alle Eltern die optimale Förderung für ihr Kind wollen. Doch was heisst optimale Förderung? Kinder sind nicht kleine Erwachsene, die man mit möglichst viel Wissen abfüllen kann.» Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht. Stöckli, der in der Ausbildung von Waldorfflehrern tätig ist, sieht die Kindheit in Gefahr. «Zeit schenken, nicht Kurse schenken, das ist das Wichtigste, was Eltern für ihr Kind tun können.» Haben Kinder Zeit und Musse, werden sie kreativ und entwickeln ihre Fantasie.

Herausforderung Haushalt

Der Alltag, tönt es unisono von den Experten, der kommune Alltag ist das Matchentscheidende, die wahre Frühförderung. Doch weshalb? Weil das Kind im Alltag vieles lernt, was es an Fertigkeiten später braucht. In der Küche kann man das Kind schneiden und kneten lassen, und es wird sich motorisch bilden. Das Kind hilft der Mutter, Wäsche aufzuhängen, und auch das wird es fordern. Man kann es beim Tischen einspannen: «Tust du bitte vier Teller und Gläser auf den Tisch?», und es wird zählen lernen. Mit dem Kind singen ist so gut wie jeder Musikkurs. Kinderlieder haben die richtige Tonart, die richtigen Tonsprünge, und sie brauchen Wörter aus der Erlebniswelt der Kinder.

Beim Vorlesen von Geschichten werden Wortschatz und Grammatik ausgebildet, Verse schärfen den Sinn für Sprachrhythmus. Überhaupt soll man viel reden mit dem Kind. «So, jetzt tüemer in Ärmel schlüüffe und jetzt in zweite Ärmel und jetzt dJagge zuemache.» So wird Handeln mit Sprache verbunden. Und immer dabei: die Mutter oder der Vater, die sich dem Kind zuwenden. «Das alles kann man sich nicht erkaufen», sagt Obrist.

Kindergärtnerinnen bemerken, dass den Kindern immer mehr sogenannte basale Fer-

Haben Kinder Zeit und Musse, werden sie kreativ und entwickeln ihre Fantasie.

tigkeiten fehlen. Viele Kinder wissen nicht mehr, wie sie einen Schlüssel im Schlüsselloch drehen müssen, sie haben Mühe, ein Blatt in der Mitte zu falten, sie können häufig nur kritzeln und noch nicht gegenständlich zeichnen (dabei gilt Zeichnen als Vorläuferfertigkeit fürs spätere Schreiben), oder sie haben noch nie eine Schere in der Hand gehalten.

Die beste Lernmöglichkeit für ein Kind ist aber das Spiel. «Spielen ist etwas sehr Ernstes und Komplexes», sagt Martin Inversini. Es geht zunächst einmal ums Tätigsein. Schon Säuglinge sind ständig aktiv, zappeln, stecken die Finger in den Mund. Dazu kommt die Neugierde, die Kinder an- und weiterrückt: Was passiert, wenn ich das und das mache? Wenn ich das kleine Schwesterlein haue, brüllt es los, und das Mami kommt angerannt. «Kinder finden es interessant, Effekte erzielen zu können», sagt Inversini.

Später kommt das Spiel mit anderen Kindern. «Darin ist unsere ganze Kultur angelegt.» Erst wird diskutiert, was gespielt wird. Es wird argumentiert und verworfen. Kinder lernen, einander zuzuhören und sich durchzusetzen. Dann wird besprochen, wer was ist. Regeln müssen ausgehandelt werden. Es gibt Streit, man muss sich wieder zusammenfinden. Es wird etwas konstruiert oder eine eigene Welt erfunden. Künstlerische Komponenten sind dabei, wenn Mädchen mit Tüchern eine Feenwelt gestalten. «Spiel ist nie banal», sagt Inversini. Ausserdem können Kinder im Spiel Tagesprobleme bewältigen: Das Mädchen schimpft mit der Puppe, wie es zuvor die Mutter mit ihm tat. «Das Spiel hat nebst der persönlichkeitsbildenden auch eine kathartische Funktion.»

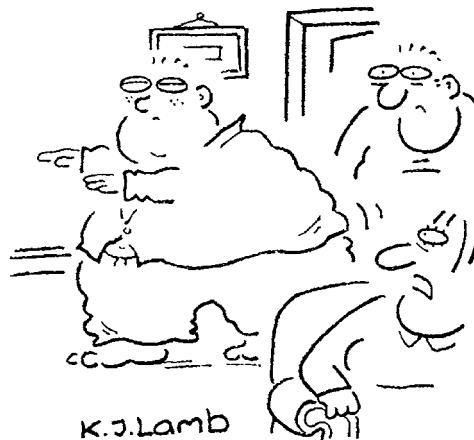
Sogar ein führender Ökonom wie der Nobelpreisträger und Wirtschaftsprofessor James Heckman von der Universität Chicago sagt, dass jeder Dollar, der in eine gute frühe Förderung eines Kindes investiert wird (Förderung im obigen Sinn), später wieder sieben Dollar einbringt.

Wie viele Ausnahmetalente gibt es?

Soll man demnach ein Kind von sechs Jahren grundsätzlich nicht in den Klavierunterricht schicken? «Wenn es eingepackt ist in die Gesamtmentalität der Familie, warum nicht?», sagt Inversini. «Es gibt Kinder, die hechten förmlich auf ein Instrument. Talente zeichnen sich immer deutlich ab.» Die könne man «süferli» fördern. Problematisch seien die «forcierten Sachen»; wenn ein Vater aus seinem staksigen Sohn einen Tennisstar machen wolle. Aber natürlich: Soll ein Kind später Spitzenleistungen erbringen, soll die Tochter eine Stargeigerin werden, dann sei es wohl gut, mit fünf oder sechs Jahren zu beginnen, sagt Schulpsychologe Obrist. Doch wie viele solcher Ausnahmetalente gibt es?

Inversini erinnert daran, dass selbst Sportförderer betonen, kleine Kinder sollten sich so breit wie möglich bewegen können: springen, Handstand, Velo fahren, klettern. Spezifische Kurse seien noch nicht nötig.

Auch Thomas Stöckli ist nicht generell gegen Frühkurse. Für ihn ist das Motiv der Eltern ausschlaggebend. Wenn Angst und Stress dahinterstehen oder Leistungsdenken, sei das problematisch. «Das überträgt sich auf die Kinder und wirkt kontraproduktiv.» Diese Kinder lernten schlechter. Ausserdem kommt folgende Botschaft beim Kind an: Es geht



K.J. Lamb
«Weck ihn nicht auf – ausser beim Schlafwandeln bewegt er sich nicht mehr.»



Viele Kinder wissen nicht mehr, wie sie einen Schlüssel im Schlüsselloch drehen müssen: Frühtrompeter.

darum, dass ich etwas leiste, es geht nicht um mich.

Und nicht zuletzt verpassen Kinder, deren Woche durchgeplant und durchstrukturiert ist, etwas Wichtiges: das Draussensein in der Gruppe, unbeaufsichtigt von Erwachsenen.

Woher kommt der Frühförderstress? Christina Koch ist Dozentin an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich. Sie sagt: «Die Eltern sind verunsichert. Sie wissen heute nicht mehr, was richtig ist und was falsch.» Gleichzeitig gibt es eine enorme Fülle an Wissen zur Erziehung und Bildung. «In den Buchhandlungen steht Ratgeber an Ratgeber, und alle haben eine Hauptaussage: Die Kindheit ist ganz wichtig.» Also wollen es die Eltern gut machen. «Da wird das Kind zum Projekt», sagt Koch, die im Studiengang Son-

derpädagogik die heilpädagogische Früh-erziehung leitet.

An der Musikschule Prova in Winterthur wird Frühgeige, Frühklavier, Frühtrompete angeboten, für Kinder ab fünf oder sechs Jahren. Niklaus Kunz ist Mitglied der Schulleitung. Er sagt, der Trend sei seit ein paar Jahren bemerkbar. Doch kommt er von der Schule aus, die einen Markt erkannt hat, oder von den Eltern? Kunz sagt, Eltern hätten immer noch jüngere Kinder zum Musikunterricht anmelden wollen. Immer wieder müsse man absagen. Ein fünfjähriges Kind wird Mühe haben, Gitarre zu spielen, die Koordination zwischen linker und rechter Hand wird es überfordern. Die Kurse für die Kleinen sind sehr spielerisch. Bei der Frühtrompete basteln die Kinder aus einem aufgerollten Schlauch, einem Trichter

und einem Mundstück ihre eigene Trompete. Sie lernen erst, Naturtöne zu blasen. Kunz: «Man kann auch mit acht oder neun Jahren einsteigen. Diese Kinder gehen schneller an konkrete Stücke. Wenn sie konsequent dabei bleiben, ist der Vorsprung bald nicht mehr relevant.»

«Früh Geige spielen ist ganz konkret. Da kann ich sagen: «Meine Tochter geht in die Geigenstunde», sagt Heilpädagogin Koch. Doch die Eltern befänden sich in einem Spannungsfeld: Auf der einen Seite sollte man die Kindheit ernster nehmen denn je und auf der anderen Seite nichts Besonderes mit den Kindern machen. «Ist es genug, wenn ich sagen kann, ich hänge mit meiner Tochter Wäsche auf?» Das «nicht Besondere», also der banale Alltag, müsste wieder aufgewertet werden. ○

«Es bleibt nur die Liebe»

René Baumann alias DJ Bobo, der erfolgreichste Musiker der Schweiz, öffnet sich. Im grossen Lebensinterview spricht er über Kindheit und Jugend, die erste Begegnung mit dem leiblichen Vater im Alter von 33 Jahren, seine musikalischen Anfänge im Kartoffelkeller der Grosseltern und ewige Werte. *Von Philipp Gut*

Es ist die perfekte Tarnung. Wer das unscheinbare Gewerbegebäude am Dorfrand von Stans NW betritt, ahnt nicht, dass sich hier die Kommandozentrale eines der grössten Traumfabrikanten verbirgt, den die Schweiz hervorgebracht hat. DJ Bobo, mit bürgerlichem Namen René Baumann, aufgewachsen in Kölliken AG, gelernter Bäcker-Konditor, verzaubert mit seiner Musik und seinen Shows weltweit ein Millionenpublikum. Kein Schweizer Musiker hat mehr Tonträger verkauft als er. Im Vorprogramm von Michael Jackson, dem King of Pop, trat er vor 140 000 Leuten auf.

Trotzdem passt die unspektakuläre Umgebung im Stanser Vorort: Baumann alias DJ Bobo hat aus seiner musikalischen Leidenschaft mit Wille, Disziplin und kaufmännischer Rechenkunst ein mittelständisches Unternehmen aufgebaut, das sich gegen alle Modeströmungen und Zeitgeistwellen behaupten konnte. Eine gewisse Eingängigkeit, ja hittaugliche Einfachheit seiner Stücke mag manche nasenrumpfenden Kritiker über die zielgerichtete Intelligenz und die vielseitigen Talente von DJ Bobo getäuscht haben. Er ist ein Allrounder, der genau weiss, was er will und kann – und damit sensationelle Erfolge feiert.

Wir treffen DJ Bobo zu einem sehr persönlichen Gespräch. Er sitzt an seinem Computer und arbeitet streng nach Bürozeiten. Was er erreicht hat, ist hart erarbeitet. Erstaunlich offen berichtet der prominente Musikunternehmer über seine Kindheit und Jugend, seinen leiblichen Vater, den er erst mit 33 Jahren kennenlernte, und über seine Fähigkeiten und Grenzen. Aus der Stereoanlage neben seinem Computer klingen fremde Töne.

Was hören Sie da?

Das ist «Los 40 Principales» aus Santiago de Chile. Ein Radiosender, der unser letztes Konzert in Chile präsentiert hat. Ich höre immer Sender, zu denen ich eine Verbindung habe. Das kann irgendwo auf der Welt sein, vor meinem geistigen Auge sehe ich dann das Studio, in dem ich zu Besuch war. Mich interessiert weniger, was hier im Dorf läuft, als was auf der anderen Seite der Welt gespielt wird.

Ausserdem lerne ich nebenbei noch Spanisch.

Die Schweizer Radios lieben Ihr neues Stück «Try, try, try». Ist das so etwas wie ein Lebensmotto von Ihnen: das Grosse wagen?

«You can ride the deepest sea, / You can touch the sky. / You can make it happen, just / Try, try, try», heisst es im Song. Mein Leben verläuft nicht ganz so plakativ. Aber die Grundhaltung teile ich: Orientiere dich an den Besten, gehe so weit, wie du kannst mit deinen Möglichkeiten. Das habe ich immer gemacht. Beim Fussball, bei der Musik. **Sie haben beim FC Kölliken gespielt. Wer war Ihr fussballerisches Vorbild?**

René Botteron.

Wie weit sind Sie gekommen?

Ein Probetraining bei der Aargauer Auswahl war das Höchste. Ich war Kapitän einer Juniorenmannschaft. Mit vierzehn habe ich aufgehört. Es hat nie für Fussball gereicht, für den man Geld bekommt. Bald kam die Musik. Mit fünfzehn habe ich intensiv mit Breakdance begonnen. Auch dort habe ich mich an den Besten ausgerichtet, die ich in Videosah. Ich habe es immer probiert. Ähnlich war es bei Michael Jackson im musikalischen Bereich.

«Ich bin realistisch. Ich habe das Maximum aus meinen Möglichkeiten herausgeholt.»

Sie schauen ab, brechen Teile heraus und giessen sie in eine eigene Form?

Die findet man automatisch. Man kommt ja nicht an die grossen Vorbilder heran. Ich wollte natürlich so geniale Flanken schlagen wie René Botteron. Ich habe geübt und geübt und schliesslich für unseren Klub auch alle Freistösse und Eckbälle von beiden Seiten geschossen. Man bahnt sich seinen Weg.

Ist dies das DJ-Bobo-Prinzip: sich am Maximum zu orientieren?

Wenn ich von den Besten rede, ist das natürlich subjektiv. Beim Fussball gab es in der Zeit von René Botteron sicher wichtigere Spieler. Aber er hat mir mit seiner Spielart imponiert.

Die Rolle des Ballverteilers und Regisseurs scheint Ihnen zu liegen – auch als Chef eines eigenen Unternehmens.

Ja, das ist meine liebste Rolle. Der Regisseur, der die Fäden zieht, hat mich schon immer interessiert. Auch in der Musik. Ein Max Martin, der die Hits der Backstreet Boys schrieb, imponierte mir mehr als die Sänger. Mit denen konnte ich mich sowieso nicht messen. Meine Stimme reicht nicht aus.

Es gibt Musiker mit unglaublichen Talenten und Spezialfähigkeiten, die aber eher

lebensuntüchtig sind und finanziell nichts auf die Reihe kriegen. Sie sind ein Allrounder mit eigener Firma, der auch vom Geschäft etwas versteht. Verkörpern Sie eine Art Dilettantismus im positiven Sinn?

Die ganz Grossen in meinem Geschäft sind Leute, die aussergewöhnlich talentiert sind. Eine Tina Turner, ein Prince, eine Céline Dion. Ich habe schnell gemerkt, dass ich diese aussergewöhnlichen Talente nicht habe. Aber ich verstehe viele Komponenten. Gerade habe ich ein Interview mit Mick Jagger gelesen, in dem er sagt, er wisse nicht, wie viele Schulden er hat oder was er verdient. Er mache ja nur Musik. Es ist auch ein Talent, zu wissen, wo man wirtschaftlich steht, was man einnimmt und was man ausgeben darf. Es ist vielleicht dieser Mix, der in meinem Fall zum Erfolg führte. Was aber auch bedeutet, dass man Mittelmass bleibt.

Sie sind schonungslos mit sich selber.

Ich bin realistisch. Für mich ist das nicht frustrierend, im Gegenteil: Ich habe das Maximum aus meinen Möglichkeiten herausgeholt.

Allerdings: Sie sind der bestverkaufte Schweizer Musiker überhaupt.

Das ist nicht schwer. Das Platten- und CD-Geschäft ist zusammengebrochen, man kommt nie mehr auf solche Stückzahlen wie früher.

Das muss man zuerst einmal schaffen: Keiner in der Schweizer Musikgeschichte hat mehr Tonträger verkauft als Sie.

Ja, natürlich. Aber so wie der Markt im Moment ist, kann mich gar niemand überflügeln.

Sie haben die frühe Kindheit bei den Grosseltern in einem Bauernhaus im aargauischen Kölliken verbracht. Was für Leute waren sie? Welche Werte haben sie Ihnen mitgegeben?

Mein Grosspapi arbeitete bei einer Versicherung in Aarau. Meine Grossmutter war Hausfrau. Ursprünglich stammen wir aus einer Bauernfamilie. Beide Grosseltern sind schon früh gestorben, ich war damals erst sechs. Wenn ich an sie denke, ist bis heute ein warmes, angenehmes Gefühl geblieben. Sie gaben mir eine gewisse Grundsicherheit. Wir wohnten in einer Sackgasse, wo vielleicht fünf oder sechs Autos am Tag durchfahren, und konnten frei spielen. Es gab zu reden, wenn der Bauer in der Nachbarschaft güllte. Sonst hatte man keine Probleme. Die kleine Kommune schweisst zusammen, man fühlt sich sehr behütet. >>>



«Als DJ war ich der Zeit voraus»: DJ Bobo im Combo-Entertainment-Studio in Zürich, wo das Video zu «Somebody Dance with Me» produziert wurde.

Ihre Karriere zeugt von Zielstrebigkeit und enormer Disziplin. Waren Sie schon damals so?

Ich war kein besonders guter Schüler, wenn es um die Noten ging. Ich war überall dort gut, wo es nicht zählte: Singen, Sport, Geschichte, Geografie. Ich brauchte Lehrer, die es gut mit mir konnten. Dann zeigte ich Leistungen, war präsent, fiel nicht auf. Es war für mich immer wichtig, dass man mir Vertrauen entgegenbringt. Mit dreizehn wurde ich Platzwart beim FC Kölliken, ich durfte zusammen mit einem Kollegen den Rasen mähen, die Linien zeichnen. Eine grosse Verantwortung!

Sie sind ohne Vater aufgewachsen. Wie haben Sie das erlebt?

Meine Mutter war Floristin. Sie wohnte auch bei meinen Grosseltern und ging tagsüber arbeiten. Nachdem meine Grossmutter gestorben war, heiratete sie sehr schnell. Und zwar einen Mann, der schon zwei Kinder in die Ehe mitbrachte. Der Mann hatte zuvor in Australien gelebt – seine erste Frau nahm sich dort das Leben. Unsere Adresse war eine der wenigen, die er in der Schweiz kannte. Er schrieb meiner Mutter, er sei jetzt Witwer, ob man sich nicht zusammenschließen könne. Bald heirateten sie, und er zog mit seinen Kindern in unser Bauernhaus ein. Eine Zweckgemeinschaft.

«Selbst wenn ich einen melancholischen Titel schreibe – am Schluss kommt es gut.»

Wie war das für Sie?

Es war eine schwierige Zeit. Plötzlich war da ein fremder Mann, der mir übergeordnet war und den ich nicht mochte. Zum Glück gab es die Kameraden und den Fussballklub: Dort war ich aufgehoben. Der Fussballtrainer wurde eine Art Ersatzvater. Zu Hause hatte ich diesen Rückhalt nicht. Als ich zwölf war, trennte sich meine Mutter von diesem Mann. Es kehrte wieder Ruhe ein.

Ihr leiblicher Vater ist Italiener. Sie haben ihn als Kind nicht gekannt und ihn erst 2001 kennengelernt – als erwachsener Mann. Was sagt man da?

Ich hatte mir schon Wochen vorher überlegt, wie es genau ablaufen sollte.

Ist es so gekommen?

Eben nicht. (Lacht) Wie soll man sich in einer solchen Situation verhalten? Sage ich grüezi? Falle ich ihm um den Hals und frage: «Papa, wo warst du?» Ich hatte Riesenrespekt vor diesem Moment. Mein Vater machte es aber sehr weise. Er kam mit dem Zug aus Italien. Meine Frau holte ihn am Bahnhof ab. Ich wartete zu Hause,



«In der Schule war ich überall dort gut, wo es nicht zählte»: René Baumann (2. Reihe, 3. v.l.).

tigerte auf und ab. Ich wusste nicht, was emotional mit mir passieren würde. Da kommt dieser feine, ältere Mann – er spricht sehr gut Deutsch – und zeigt mir die Fotobücher der Familie auf italienischer Seite. Sofort hatten wir Gesprächsstoff.

Sie haben das Familienalbum durchgeblättert, und er erzählte Geschichten dazu?

So war es! Mit 33 habe ich erst erfahren, woher ich überhaupt komme. Ich wusste nicht, dass der Familienname Cypriano («der Zypriote») aus Griechenland stammt. Das erklärte er mir, alles sehr spannend. So habe ich mich richtig entdeckt. Erst später kam das Gespräch darauf, wie das mit meiner Mutter genau war. Sie selber kam dann auch dazu, das war eine spezielle Begegnung. Sie hatte ihn fast so lange nicht mehr gesehen wie ich. Etwas machten die beiden gut: Sie waren einfach nicht füreinander geschaffen, darüber haben sie mich nie belogen. Ein paar Jahre später brachte meine Mutter einen Stapel Briefe: «Hier kannst du alles nachlesen»,



sagte sie. Mein Vater hatte als Rezeptionist in der Schweiz gearbeitet. Nach dem grossen Erdbeben in seiner Heimat kehrte er in die Gegend von Neapel zurück. Dann brach der Kontakt mit meiner Mutter ab. Aus den Briefen geht hervor, dass er auch mich nicht sehen wollte.

Ihre Eltern waren unverheiratet.

Ende der sechziger Jahre als uneheliches Kind eines italienischen Vaters aufzuwachsen: Das war schon eine schwierige Situation. Heutzutage gälte das als cool. Damals war es noch anders. Die Gefühlswelt meiner Mutter kann ich nicht genau beschreiben.

Sie wussten, wo Ihr Vater lebte? War er ein Thema?

Ja, das war immer klar. Wir hatten reinen Tisch gemacht. Deshalb habe ich auch nichts gesucht. Ich lebte nach dem Motto: «Was ich nicht kenne, das vermisse ich nicht». Mein Vater war nicht unbedingt ein Rollenmodell. Ich dachte, so einen musst du nicht kennenlernen.

Gab es seither weitere Kontakte?

Wir sprechen uns regelmässig. Erst vor ein paar Tagen haben wir uns über Skype unterhalten. Weil kurz nach unserer ersten Begegnung ein Enkel zur Welt kam – Jamiro, unser Sohn, wurde 2002 geboren –, bekam er so etwas wie eine zweite Chance. Als Vater ist man froh, wenn man einen Grossvater präsentieren kann.

Übernimmt er diese Rolle?

Er macht es wunderbar. Aber die Vater-Sohn-Beziehung ist schwieriger. 33 Jahre holt man nicht mehr auf.

Ihr bürgerlicher Name René Baumann verrät nichts von Ihrem südländischen Blut. Spüren Sie italienisches Temperament in sich?



«Es kehrte wieder Ruhe ein»: als zirka 4-Jähriger.



Vertrauen: mit seiner Mutter, 1996.



Selber erspart: am Schlagzeug, 1983.

Ich sehe nichts. In meiner Vorstellung waren alle italienischen Familienmitglieder Rezeptionisten oder Kellner. Von wegen! Das sind Lehrer, Politiker und so weiter. In der musischen Abteilung waren sie weniger vertreten.

Woher kommt denn das Künstlerische, Tänzerische, Leichtfüssige? Von der Mutter?

Nein, das sehe ich auch nicht. Ich war von Musik immer fasziniert, sie war für mich auch psychologisch wichtig: ein Zufluchtsort, wenn etwas nicht lief. In der Pubertät kam mein Stiefvater oft betrunken nach Hause. Damit ich nicht alles hörte, was da so passierte, ging ich ins Zimmer, schloss die Tür, hörte Musik und tauchte in meine eigene Welt ab. Ich konnte mich richtig fallen lassen in der Musik. Bereits früh habe ich mit dem Schlagzeug angefangen. Es war das Erste, das ich mir selber ersparte. Das Schlagzeug wurde zu meinem Ventil. Ich baute Aggressionen ab und schöpfte Energie aus der Musik.

Ihre Musik hat bis heute eine ähnliche Wirkung: Sie macht viele Leute glücklich und zufrieden. Spiegelt das die persönliche Erfahrung wider?

Das kann sein. Ich habe bereits über 250 Songs mitkomponiert. Selbst wenn ich einen melancholischen Titel schreibe – am Schluss kommt es gut. Ich habe noch nie einen Song mit einem negativen Ende gemacht. Ich sehe immer das Licht am Horizont.

Diese ungebrochene Botschaft vermitteln auch Ihre Texte. Gehört das einfach zum Genre, oder steckt mehr dahinter?

Ich bin ein Weltverbesserer. Bei einem Konzert bin ich erst zufrieden, wenn die

Leute zufrieden sind. Die gleiche Emotion erfahre ich in einem Flüchtlingslager in Äthiopien. Wenn du gibst, erhältst du auch etwas zurück. Vielleicht nicht Geld, aber Respekt, Anerkennung, Liebe. Es tönt vielleicht sehr einfach: Aber das ist es, worum es am Ende geht. Wenn wir diese Welt einmal verlassen, ist das Einzige, was von uns bleibt, das kleine Stückchen Liebe, das wir hinterlassen. Alles andere interessiert nicht.

Verändert die Musik die Menschen über den Augenblick des Konzertgenusses hinaus?

Daran glaube ich. Sonst würde ich es nicht machen. Aber natürlich weiss ich, dass zweieinhalb Konzertstunden nicht reichen für die Glückseligkeit. Ich bin mir bewusst, dass die Leute nicht nach Hause gehen und alle umarmen. Es gibt aber eine gewisse positive Botschaft, die Menschen in bestimmten Momenten wieder Kraft geben kann. Das höre ich sehr oft: Sie sind an einem schwierigen Punkt im Leben, hören meine Musik – das hilft den Leuten.

«Ich habe mich von Beginn weg an Michael Jackson und Freddie Mercury orientiert.»

Wie sind Sie eigentlich auf die Musik gekommen? Gab es so etwas wie eine Initialzündung?

Ich habe Musik immer geliebt und auch bewusst konsumiert. Wie oft habe ich zu meiner Mutter gesagt: «Ich gehe ins Zimmer Musik hören.»

Woher stammten die Platten?

Die ersten waren Geschenke, etwa von meiner Gotte. Die allererste war allerdings eine

Märchengeschichte. Die habe ich kürzlich meiner Tochter vorgespielt, das funktioniert immer noch. Mein Plattenspieler hatte auch einen Kassettenrekorder. So konnte ich die Hitparade aufnehmen.

Wer waren die ersten musikalischen Götter?

Blondie, Kim Wilde. Das war halt in der Pubertät, das hat mir gefallen. Und sofort Michael Jackson. Wie er getanzt hat, «Thriller», diese aussergewöhnlichen Videos. Die Bildsprache beeindruckte mich. Auch Queen gefiel mir, die theatralischen Inszenierungen, die grossen Bilder.

Das scheint Sie geprägt zu haben: Aufwendige Shows und Inszenierungen sind das Markenzeichen von DJ Bobo geworden.

Ich habe mich von Beginn weg an Michael Jackson und Freddie Mercury orientiert. Das grosse Theater hat mich immer fasziniert. Ich wollte schon in der Schule eine eigene Band gründen. Ich kleidete den Kartoffelkeller in unserem Bauernhaus mit Kartonschachteln aus: das erste Übungslokal. Nach vier Proben kamen die anderen Bandmitglieder allerdings nicht mehr.

Wie hiess diese erste Band?

Wir hatten noch keinen Namen, so weit sind wir nicht gekommen. Es war ja nicht so, dass wir den besten Gitarristen aussuchen konnten. Wir waren schon froh, wenn jemand überhaupt eine Gitarre hatte im Dorf. Wenigstens gab es den Proberaum.

Wann wussten Sie, dass Sie von der Musik leben wollten?

Seit ich sechzehn war und mit Breakdance anfang.

Wo war das? Draussen auf der Strasse?

Im Jugendhaus Aarau. Dort durften wir am Nachmittag üben. Ich fuhr jeweils mit dem



«Ich bin ein Weltverbesserer»: DJ Bobo mit seiner Frau Nancy auf der «Circus»-Tournee.

Zug, Velo oder Töffli hin. Am Mittwochabend gab es eine Jugend-Disco. Das Jugendhaus hatte einen eigenen Plattenschrank. Den Schlüssel dazu bekamen wir jedoch nicht, wir mussten unsere eigenen Platten mitbringen.

Welche waren das?

Grandmaster Flash, Whodini und noch zwei, drei andere. Dann kam der grosse Moment: Eines Mittwochabends tauchte der DJ nicht auf. Der Leiter des Jugendhauses drückte mir den Schlüssel zum Plattenschrank in die Hand: «Du bist der Einzige, der das Mischpult bedienen kann», sagte er. «Kannst du heute Disco machen?»

Ein Schlüsselmoment Ihrer Karriere.

Das kann man so sagen! Plötzlich hatte ich Zugriff auf die grossen Hits. Ich legte auf, und die Leute tanzten. Da wurde mir mit einem Schlag bewusst: «Wenn ich die richtige Musik spiele und noch etwas Passendes ins Mikrofon sage, dann mache ich den Leuten Freude.» Ich merkte: «Das ist mein Ding.» Ich fing an zu üben, kaufte zwei Plattenspieler, scratchte, mixte zu Hause. Bald wurde ich DJ des Jugendhauses. Als ich mit achtzehn an den DJ-Schweizer-Meisterschaften teilnahm, wurde ich auf Anhieb Zweiter. Ich erhielt ein Jobangebot vom «Don Paco» in Wohlen, damals eine ganz neue, grosse Disco. Der Chef sagte mir, ich könne nach meiner Bäckerlehre Vollzeit als DJ anfangen. Mit 3000 Franken Lohn. Ich konnte mein Glück kaum fassen: Da gibt mir einer Geld für das, was ich liebe! 1986 wurde ich Schweizer Meister. 1987 war ich Profi. Mit neunzehn Jahren.

Sie mussten schnell lernen: welche Reihenfolge die Songs haben müssen, wie

man die Leute abholt. Geschah das eher intuitiv?

Unbedingt! Wenn ich ein grosses Talent mitbekommen habe, dann ist es mein Bauchgefühl. Das hat mir bei musikalischen Entscheidungen oft sehr geholfen. Ich hatte auch das Glück, Zeit zu haben. Im «Don Paco» spielte immer abwechselungsweise eine Band und der DJ. Anfangs war ich so ehrgeizig, dass ich diese Bands an die Wand spielte. Bis eines Tages eine Band kam, die mich nicht als Konkurrenten sah. Sie schlugen vor, eine gemeinsame Show zu machen. Wir kündigten einander gegenseitig an, kreierte Übergänge. Ich lernte, wie man Songs komponiert, wie alles funktioniert. Dabei merkte ich: «Was die können, das kann ich auch.» 1989 habe ich dann meinen ersten eigenen Song produziert.

Sie sind musikalisch in den achtziger Jahren gross geworden. Was war typisch für diese Zeit und ihre Kultur?

Es gab drei Lager: Punks, New Wavers und Popper. Und die Rocker gab's auch noch. Sie haben sich schon visuell klar voneinander unterschieden. Man sprach nicht einmal miteinander. Es war eine Glaubensfrage, welche Musik man hört. Heute ist das ja alles nicht mehr erkennbar. Mitte der achtziger Jahre kam dann noch Hip-Hop dazu. Anfangs war das vor allem die Musik der Secondos, wie auch Breakdance, den wir praktizierten. Ich war der einzige Schweizer unter Italienern, Spaniern und Südamerikanern. Als Schweizer machte man so etwas nicht. >>>

Wie gelang der Durchbruch?

Als DJ war ich der Zeit voraus: Ich wusste, welches die nächsten Hits werden würden. Als dann Anfang der neunziger Jahre die grosse Eurodance-Welle kam, war ich be-

reit. Wir standen zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Es ging über ein Jahr, bis sich «Somebody Dance with Me» durchsetzte. Es lief vor allem über Mund-zu-Mund-Propaganda. Die Leute fingen an, in den Läden nach meiner Musik zu fragen. Von den Radios kam keine Unterstützung. «Somebody Dance with Me» war ein Riesenerfolg, spielte sich aber noch in der Klubszene ab. Der eigentliche Durchbruch kam mit «Everybody», einem Reggae-Song, den die Radiostationen plötzlich spielten. Wir erhielten Doppelseiten im *Bravo*. DJ Bobo bekam ein Gesicht. Zu dieser Zeit war ich der einzige weisse DJ, alle Kollegen waren Schwarze: Captain Hollywood, Snap, Culture Beat. Ich war ein Exot; den Weissen mit den langen Haaren konnte man sich vielleicht einfach besser merken.

Die Mitstreiter jener Jahre sind entweder längst vergessen oder im Museum der Popgeschichte gelandet. DJ Bobo ist immer noch da. Wie erklären Sie das Wunder Ihres musikalischen Überlebens?

Ich hoffe, dass ich eine Erklärung dafür habe. Das Wort «Welle» – denken Sie etwa an die Neue Deutsche Welle – trifft es genau: Diese kommt und geht. Wenn sie verschwindet, nimmt sie alles wieder mit, was sie zuvor angespült hat. In jeder dieser Wellen gibt es höchstens zwei oder drei, die sich halten können. Aus der Neuen Deutschen Welle war es Nena, die mit ihren «99 Luftballons» irgendwie die Kurve kriegte. Wir haben früh erkannt, dass wir uns verändern und verbessern mussten. Wir wollten weg von den Plattenspielern, sonst würden wir ewig in den Discos hängenbleiben. Als ich meinem Veranstalter zum ersten Mal sagte, ich wolle in einer Konzerthalle spielen, winkte er ab: Niemand gebe Geld dafür aus, einen DJ in einer Halle zu sehen. Ich glaubte daran, und wir hatten Erfolg damit.

Die Tänzer in Ihrem Team sind alle blutjung. Wie kann man da mithalten?

Es fühlt sich ganz natürlich an. Wie unterhalte und begeistere ich das Publikum? Das ist die Frage, die über allem steht. Es geht nicht um meine Person. Ob die Leute, die dabei mithelfen, 22, 42 oder 62 sind, spielt keine Rolle.

Aber Ihre Funktion hat sich doch schon verändert über die Jahre.

Auf der Bühne, ja. Ich muss nicht mehr zweieinhalb Stunden allein der Leader sein. Sonst könnte ich den Level nicht aufrechterhalten. Solange ich mich auf dem Video sehe und das Ganze glaubwürdig erscheint, ziehe ich es durch.

Sie spielten auf der «History Tour» von Michael Jackson 1996 in Prag vor 140 000 Leuten. Wird das zu einem Fixpunkt im Leben, zu dem man immer zurückstrebt?

Die Menge war ja nicht wegen mir dort, sondern für den «King of Pop».

So ein Auftritt muss doch eine enorme Wirkung haben!

Es geht. Es war zwar ein Schlüsselerlebnis, aber anders, als wir dachten. Zuerst fragten wir uns, wie wir das nur machen sollten. Dann merkten wir: «Die kochen auch nur mit Wasser.» Auch bei Michael Jackson – ich spreche nicht von ihm selber, sondern von Aufbau, Technik, Show – klappte vieles nicht. Es kommt mir ein bisschen vor wie die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft, die plötzlich Brasilien schlagen kann. Dieses Selbstverständnis haben wir uns damals geholt.

Wie war Michael Jackson als Mensch?

Wir haben nur einmal kurz «Hallo» gesagt. Ich hätte gern mit ihm an der Bar philosophiert und ihm gesagt, wie wichtig er für mich war. Ich hätte ein paarmal die Gelegenheit gehabt, scheute mich aber davor. Ich wusste, dass er in ein paar Minuten auf die Bühne musste, und wollte ihn nicht stören. So sind wir Schweizer.

Sie arbeiten sehr eng mit Ihrer Frau Nancy zusammen. Sie ist Teil der Shows, im Unternehmen sind Sie Ihr Chef. Sie ist es vermutlich zu Hause. Wie funktioniert das?

Wir haben eine klare Aufgabenteilung. Sie kümmert sich um die Kostüme. Das bleibt ihr Hoheitsgebiet. Sie redet mir dafür nicht rein bei strategischen, geschäftlichen Entscheidungen.

Die Überlagerung von Job und Privatleben ist kein Problem?

Ich sehe es eher als Vorteil. Nach den Konzerten ist man oft noch auf Adrenalin und aufgekratzt. Viele Kollegen gehen an die Hotelbar und machen alles Mögliche, damit das Hochgefühl anhält. Ich habe dann jemanden, mit dem ich mich austauschen kann, der das Gleiche erlebt hat und weiss, wovon ich spreche. Es hat mich noch nie gestört, dass meine eigene Frau im Hotelzimmer ist. Ich glaube, es ist sehr anstrengend, ein richtiger Rockstar zu sein.

Alles, was Sie anfassen, scheint zu Gold zu werden. Worauf sind Sie besonders stolz?

Dass ich das Glück habe, das zu machen, was ich gerne mache. Bedingungslos. Ich muss mich nicht verbiegen, nicht irgendwelchen Trends nachrennen. Ich mache die Musik, die ich liebe. Ich mache die Shows, die ich liebe.

Was treibt Sie noch an, nach all den Jahren?

Es geht darum, den Leuten etwas Aussergewöhnliches zu präsentieren und dafür Emotionen zu bekommen. Der Austausch von positiven Energien: Das ist die Antriebsfeder.

Sie haben mit vielen Künstlern zusammengearbeitet. Mit wem würden Sie gerne noch etwas machen?

Alle Namen, die mir viel bedeuten, sind Geschichte. Michael Jackson beispielsweise. Oder Tina Turner, die leider nichts mehr macht. Ausserdem wäre eine Verbindung zwischen ihr und mir albern.

Weshalb?

Ich fände es unglaublich. Ich weiss sehr wohl, wo mein Platz ist in der Hierarchie der Popmusik. Ich gehöre nicht neben eine Tina Turner. Das ist eine andere Liga.

Gibt es Dinge, die Ihnen missglückt sind? Man kann es sich schwer vorstellen.

Gefühlt, passiert das dauernd! Nach jeder Tour bin ich überzeugt, zur nächsten werde niemand mehr kommen. Man fällt in ein Loch und denkt: «That's it.» Plötzlich fängt es dann aber wieder an. Ich mache Notizen, schreibe mir selber E-Mails mit Ideen. Hunger und Lust kommen zurück.

Es gibt eine gewisse Diskrepanz zwischen Ihrem Erfolg und der Meinung der Feuilletonisten. Macht die mangelnde Anerkennung der Kulturblätter Ihnen zu schaffen?

Wenn man erfolgreich wird und einem plötzlich Gegenwind entgegenschlägt, erschrickt man zuerst. Als ob einer Torschützenkönig wird, und alle sagen: «Du kannst nicht Fussball spielen.» Das konnte ich am Beginn der Karriere nicht einordnen. Ich hatte Erfolg, die Leute mochten es. Warum sollte das schlecht sein? Mit der Zeit konnte

ich es besser einschätzen. Die Kritiken wurden auch sachlicher und anständiger.

Wie viel René Baumann steckt in DJ Bobo?

Da ist schon viel René Baumann drin.

Was kommt von Herzen, was ist strategisches Kalkül?

Es ist eine Mischung. In strategischen Fragen beraten mich auch meine Mitarbeiter. Wir sprechen alles sehr aktiv und offen an. Bei der Musik mache ich das nicht, da vertraue ich auf mein Bauchgefühl. Wichtig ist, dass man einen Entscheid auch durchzieht. Wenn du einen Seich machst, dann mach ihn zu Ende.

Sie sind jetzt 46. Welches ist die entscheidende Erkenntnis Ihres Lebens?

Das Wichtigste war, eine Familie zu gründen. Am Schluss reduziert sich alles auf einen Satz: Es bleibt nur die Liebe. Ein Bauchmensch wie ich ist immer auf den Austausch von Emotionen ausgerichtet. Es wäre für mich der grösste Erfolg, wenn ich eine Familie hinterlassen könnte, wie ich sie mir vorstelle. Jeder soll sich selbst verwirklichen, eine eigene Persönlichkeit sein. Beruflich ist es sehr schön, dass ich machen darf, was ich am liebsten mache. Ich bin noch nie aufgestanden mit dem Gedanken: «Warum muss ich das tun?» Ausser während meiner Bäckerlehre.

Warum sind Sie damals überhaupt Bäcker geworden?

Die Lehrstelle war als einzige noch frei. Nichts machen kam nicht in Frage.

Wie würden Sie sich selber in einem Satz beschreiben?

Ich bin zielstrebig, gehe immer voran. Die Erfolge von gestern interessieren mich nicht. Das ist vorbei! Ich will die Leute begeistern und suche den emotionalen Austausch. Das ist das Ziel. Seit ich sechzehn war.

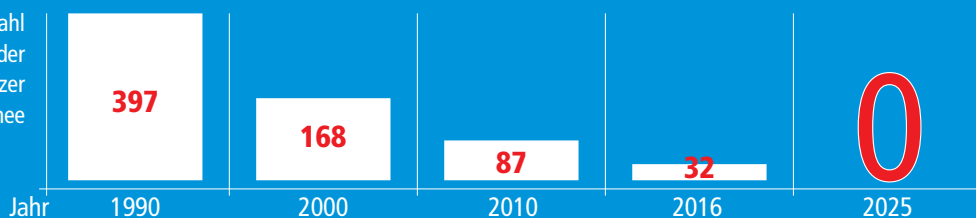
DJ Bobo in der Schweiz – «Circus»-Tourdaten:

29. Mai, St. Jakobshalle, Basel
30. Mai, Postfinance Arena, Bern
31. Mai, Hallenstadion, Zürich

Das Album «Circus» ist im Handel erhältlich.

Ohne 22 Gripen steht die Luftwaffe vor dem Nichts!*

* Anzahl Jets der Schweizer Armee



Eine Armee ohne Flugzeuge ist keine Armee! Sicherheit zuerst, deshalb ...



zum Gripen

gripen-ja.ch

am 18. Mai



Essay

«Switzerland: zero points»

Beim Eurovision Song Contest erreicht die Schweiz in der Regel nicht einmal das Finale. Auch dieses Jahr wird das Resultat kaum besser sein. Schuld sind das Auswahlverfahren und die verfilzten Strukturen von SRF und Musikindustrie. Von David Klein

Was hat die Schweiz nicht alles versucht, um beim Eurovision Song Contest (ESC) zu punkten. Aus purer Verzweiflung schickte SRF 2013 gar die Heilsarmee ins Rennen um den heissbegehrten Finalplatz. Mit der üppi-gen Gefolgschaft und der Finanz-Power des weltweit operierenden «Wohlfahrtskonzerns mit Milliardenumsatz» währte man sich des entscheidenden Wettbewerbsvorteils sicher. Matthias Freuler, Creative Director der Heilsarmee-Fundraising-Agentur Spinax Civil Voices und Urheber des «PR-Gags», geriet ob dieser Schlaumeierei derart in Verückung, dass er nur noch von einer «eierlegenden Wollmilchsau» sprach. Die vermeintliche Hit-Allzweckwaffe Roman Camenzind (Hitmill), gleichermassen verfilzt mit SRF wie mit Spinax Civil Voices, sollte als kommerzieller Allheilsbringer der Schweiz den Sieg beschere-n.

Die «Gotteskrieger» machten mobil: Live-Übertragung des Auftritts auf der internationalen Website, amerikanischer Youtube-Channel, Animation der Moderatorin Roberta Simmons-Smith in der Sendung «Salvation Army Today», Gebetsaufruf auf Facebook. Doch Camenzind, der bislang eine Teilnahme beim ESC kategorisch ausgeschlossen hatte, konnte mit seinem faden Tralala die Schlacht für die «einzige kriegführende Armee der Schweiz» nicht gewinnen – trotz allen Winkelzügen vor und hinter den Kulissen. Mit «Gottes Hilfe» sollte der Einzug ins Finale gelingen. Doch so einfach lässt sich Gott nicht verschaukeln.

Öffentlich-rechtliche Verschlimmbesserer

Obwohl der ESC mittlerweile ein reichlich skurriles Panoptikum ist, bei dem musikalische Qualität nur eine marginale Rolle zu spielen scheint, wird in der ESC-Halbfinal-Jury (erst im Finale stimmt das Publikum ab) immer noch (auch) nach gesangstechnischen Kriterien geurteilt, weshalb die Schweiz in den letzten Jahren mit DJ Bobo, den Lovebugs, Michael von der Heide, Sinplus und der Heilsarmee absolut chancenlos war.

Bis 2011 wurden die Interpreten von gebührenfinanzierten SRF-Schreibtischtätern ohne Legitimation und Leistungsausweis aufgrund falscher Kriterien ausgewählt. Doch auch die jetzige Volksbefragung ist die falsche Methode, zumal bis heute eine interne SRF-Jury bestimmt, wer zum Publikums-Voting zuge-

lassen wird. An dem mit 160 Millionen Zuschauern drittgrössten TV-Event weltweit ist nicht ein Kandidat gefragt, der dem Schweizer Musikgeschmack entspricht, sondern eine imposante Stimme und ein für den ESC geeigneter Song. Deshalb sollten die ESC-Kandidaten von qualifizierten, international erfolgreichen Musikern und Produzenten ausgesucht und auch während des Contests betreut werden.

Denn selbst als SRF 2011 mit Anna Rossinelli eine stimmungswaltige und attraktive Kandidatin mit entsprechendem Song auf dem



Rossinelli am Eurovision Song Contest, 2011.

Silbertablett serviert bekam, versagte das Team um Sven Sarbach, SRF-Leiter Show und Events. Nach einem triumphalen Auftritt bei der Entscheidungsshow schafften es die ahnungslosen SRF-Funktionäre, Rossinelli mit obskuren Designern, Choreografen und Beratern derart zu korrumpieren, dass von ihrer unverbrauchten Ausstrahlung im ESC-Finale nur noch ein müder Abklatsch übrigblieb. Leider war Anna in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und mit einer gehörigen Portion Eitelkeit leichte Beute für die öffentlich-rechtlichen Verschlimmbesserer. Bald zählte nur noch das Outfit, die Performance

geriet ins Hintertreffen. Mein Konzept – «Von der Strasse auf die Bühne» –, nämlich genauso ungekünstelt aufzutreten, wie sie Strassenmusik machte, wurde vom selbsternannten Unterhaltungsprofi Sarbach, aber auch von

Aus purer Verzweiflung schickte SRF 2013 gar die Heilsarmee ins Rennen.

Anna verworfen. Stattdessen stöckelte sie im Finale mit Drei-Wetter-Taft-Löckchen und zu hohen High Heels armwedelnd durch die hölzerne «Choreografie» des SRF-Hofchoreografen Rafael Antonio. Alles in einem für einen luftigen Sommersong völlig unpassenden, altbackenen Paillettenkleid, das international für Häme sorgte. Heute würde Rossinelli gemäss einem Interview auf Prinz.de «auf einen Choreografen und High Heels verzichten».

Medienfuchs Stephan Raab schickte seine Lena auf Kosten von ARD und Pro 7 auf eine Ochsentour durch Europa, um mit der sympathischen Kandidatin und ihrem Song um künftige Wählerstimmen zu buhlen. Als ich das gleiche Vorgehen mit der nicht minder einnehmenden und zudem gesanglich einiges adäquateren Rossinelli vorschlug, jammerte Sarbach im *Blick* über die «bescheidenen Mittel» von SRF. Damit meinte er wohl die zehn Millionen Billag-Gelder für «Voice of Switzerland», mit denen SRF dem Label Universal die Talentsuche finanziert, oder «Cover Me», eine Dauerwerbesendung für Camenzinds Hitmill-Studio.

Ein Finalplatz für die Schweiz ist möglich, das habe ich mit «In Love For a While» und Annas Entdeckung als Sängerin bewiesen. Um diesen Erfolg zu wiederholen, müssen sich Auswahlverfahren und Marketingkonzept jedoch grundlegend ändern, und die beteiligten Akt- und Profiteure, die sich über Jahre im ESC-Umfeld lukrative Nester gebaut haben, müssen das Feld räumen, sonst heisst es weiterhin: «Switzerland: zero points».

David Klein ist Musiker und Produzent aus Basel. Die von ihm entdeckte ehemalige Strassenmusikerin Anna Rossinelli war in den letzten acht Jahren die einzige Schweizer Vertreterin, die es am Eurovision Song Contest ins Finale schaffte.



Wine & Dine:

Arvi und Château Margaux im «Dolder Grand»

Entdecken Sie die besten Margaux-Jahrgänge beim exklusiven Dinner im «Dolder Grand», persönlich betreut vom Weltklasse-Önologen Paul Pontallier.

Paul Pontallier ist seit 1990 Generaldirektor des weltberühmten Château Margaux, einer Ikone im Bordeaux. Zusammen mit ihm verkosten Sie einige der höchstklassierten Jahrgänge aus der Médoc-Region.

Für diesen grandiosen Anlass hat Paul Pontallier seine Lieblingstropfen zusammengestellt. Sie degustieren seine Favoriten aus dem gesamten Repertoire: Pavillon Blanc, Pavillon Rouge – und natürlich die Top-Jahrgänge des Premier Grand Cru Classé. Eine einmalige Gelegenheit!

Diesen Anlass bieten wir in einem ähnlichen Format auch am 21. Mai 2014 in Genf und am 22. Mai 2014 in Melano an. Gerne senden wir Ihnen mehr Informationen darüber.
Kontakt: events@arvi.ch



Die Weinliste:

- Pavillon Blanc 2011 – René Gabriel: 19
- Pavillon Blanc 1986 – René Gabriel: 17
- Pavillon Rouge 2000 – *Wine Spectator*: 94
- Margaux 2003 – Robert Parker: 99
- Margaux 1996 – Robert Parker: 99
- Margaux 1995 – *Wine Spectator*: 100
- Margaux 1983 – *Wine Spectator*: 98

Platin-Club-Spezialangebot

Château-Margaux-Dinner:
Margaux-Degustation und exklusives Dinner

Datum:
Freitag, 23. Mai 2014, ab 19 Uhr

Veranstaltungsort:
«Dolder Grand», Zürich
www.thedoldergrand.com

Preis:
Fr. 1100.– pro Person (inkl. 8% MwSt.)

Anmeldung:
Reservieren Sie Ihren Platz unter margaux@weltwoche.ch.
Dieses Angebot ist gültig für Weltwoche-Abonnenten.

Veranstalter:
Arvi SA
www.arvi.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





«Ich liebe ihn, aber der Sex ist schlecht.»

Funkstille im Bett

Sie hat Lust, er nicht. Oder umgekehrt. Bei vielen Paaren mündet das früher gegenseitige sexuelle Begehren in eine Einbahnstrasse. Die meisten jammern, statt miteinander zu reden.

Von Beatrice Schlag

Frauen klagen bei Freundinnen darüber, Männer manchmal bei Freunden. Sie sagen, mit dem Sex hapere es. Es passiere nicht mehr spontan. Viele junge Mütter klagen, der Mann respektiere nicht, dass das Baby sie völlig absorbiere und sie keine Energie übrig hätten für Sex und Intimität. Von Arbeitsstress geplagte Männer sagen resigniert, sie seien überarbeitet und wollten abends, wenn sie ins Bett fallen, nichts als schlafen. Beide haben gute Gründe für ihre Unlust und wissen die ganze Zeit genau: Etwas läuft sehr schief, wenn einem in einer Paarbeziehung die Sexualität wegrutscht.

Man kann dann als Mann trotzdem eine Erektion bekommen, wenn man Fantasien bemüht, und der Sex findet irgendwie statt. Man kann als Frau hinhalten, und es muss für sie keine Plage sein, wenn der Mann ihren Körper einigermassen kennt. Aber es hat mit Intimität nichts zu tun. Man hat zwar Geschlechtsverkehr, aber der andere ist weit weg. Gut fühlt sich keiner der beiden dabei. Der mit dem grösseren sexuellen Appetit

fühlt sich unbegehrt, der mit der kleinen Lust bedrängt und meist schuldig, weil er so oft nein sagt. Zu Recht. Es sind beides miese Rollen. Und es ist längst nicht mehr so, dass vor allem Frauen die Neinsager sind. Sexualtherapeuten sagen, in ihren Praxen seien inzwischen die Frauen, die sich mehr Sex mit ihren Männern wünschen, fast so zahlreich wie die Männer, die an der Lustlosigkeit ihrer Partnerin verzweifeln.

Aggressive Vorwürfe

Vor einigen Wochen schrieb eine 28-Jährige an die Sexberaterin des *Blicks*: «Mein Mann und ich sind seit fast zehn Jahren zusammen. Ich liebe ihn, aber der Sex ist schlecht. Er hat keine Ausdauer und weiss nicht, wie er mich anfassen soll. Obwohl ich keine Lust mehr habe, schlafe ich mit ihm, damit ich mir sein Gemaule nicht anhören muss. Weil ich ihn nicht verletzen möchte, kann ich ihm nicht sagen, was für eine Niete er im Bett ist.» Perplex macht nicht so sehr die Klage der 28-Jährigen, sondern der Ton. Obwohl sie schreibt,

sie liebe ihren Mann, sind ihre Vorwürfe gnadenlos und hochaggressiv.

Die Zürcher Paartherapeutin Elisabeth Wirz-Niedermann kennt den Ton aus langer Erfahrung. Die meisten Paare, die wegen Sexproblemen in ihre Praxis kommen, sind sehr aggressiv: «Der eine Partner sagt: «Du willst nie!» Der andere sagt: «Du machst immer nur Druck. Ich kann doch nicht auf Befehl Sex haben.» Meist, sagt die Therapeutin, werfe derjenige, der sich mehr Sex wünsche, dem anderen vor, zu kokettieren und sich rarzumachen. Der andere hingegen behauptete, er hätte noch so gern mehr Sex, aber er könne einfach nicht.

Tatsächlich, sagt Wirz-Niedermann, sei Arbeitsstress ein durchaus triftiger Grund dafür, dass sexuelles Begehren nachlasse: «Leute, die irgendwo im mittleren Kader sind, standen noch nie so unter Leistungsdruck wie heute. Kommt hinzu, dass noch nie so viele Mütter in anspruchsvollen Jobs arbeiteten. Wir haben ein Heer von jungen Paaren mit kleinen Kindern, die chronisch übermüdet sind. Da ist es völlig logisch, dass die Sexualität leidet.»

Der deutsche Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer hält den Stress am Arbeitsplatz für weniger ausschlaggebend als die Ankunft eines Kindes: «Wir haben so romantische Vorstellungen vom Leben mit einem Baby, dass die Realität die Eltern richtig überfällt. Sie erleben einen Schock.» Er glaubt, dass in ungefähr jeder dritten Paarbeziehung nach der Geburt des ersten Kindes das erotische Begehren zwischen Mann und Frau auf der Strecke bleibt.

Bereits 2003 schrieb das amerikanische Nachrichtenmagazin *Newsweek* in einer Titelseite, dass in den USA nach Schätzungen von Psychologen fast ein Fünftel aller Paare in einer sexlosen Beziehung lebe. Die New Yorker Familientherapeutin Michele Weiner-Davis hielt die Schätzung für krass untertrieben: Nach ihrer Erfahrung liegt die Anzahl

Das Verstörende ist, wie selten junge Paare miteinander unbefangen über Sex reden.

der «Dins» (*Dual income, no sex*) wesentlich höher. Der amerikanische TV-Psychologe Dr. Phil sprach von «einer Epidemie sexloser Ehen». Als sexlos werden Ehen definiert, in denen Paare nicht häufiger als zehn Mal im Jahr Geschlechtsverkehr haben.

Relevante Untersuchungen über die Häufigkeit sexloser Ehen in der Schweiz liegen nicht vor. Und wenn es sie gäbe, wären die Zahlen vermutlich zu tief gestapelt. Wer mag zu statistischen Zwecken eingestehen, dass Sex in seiner Beziehung schon monatelang, wenn nicht jahrelang kein Thema mehr ist? Wer mag darüber nachdenken, ob die Annahme, jeder habe gleich viel Lust auf Sex, eine schlichte Dummheit ist? Keiner hat gleich viel Lust wie sein Partner auf Fussball, TV-Serien oder Shopping. Warum soll ihre Lust auf Sex identisch

sein? Angesichts einer Scheidungsrate, die im letzten Jahr in der Schweiz bei über 41 Prozent lag, scheint die Vermutung nicht verwegend, dass sexuelle Probleme in der Ehe, ausgesprochen oder nicht, zu den Hauptgründen für eine Trennung gehören.

Ein neues Tabuthema

Wenn es zutrifft, dass Beziehungen mit wenig, schlechtem oder gar keinem Sex auch bei uns so häufig sind wie anderswo: Warum wird das Thema so unter den Teppich gekehrt, dass man versucht ist, das vielstrapazierte Wort Tabu zu bemühen? Wir reden ausführlich über Viagra, Schamhaarfrisuren und Internet-Pornos in langen Artikeln und in TV-Sendungen. Aber ob die Lust zwischen zwei Menschen, die eigentlich ein Leben lang zusammensein wollten, blüht oder elend dahinsiebt, ist keine Diskussion wert.

Die Antwort auf das Warum ist so einfach wie deprimierend: Wenn das Bett eine Kühltruhe geworden ist, gibt es keine schnellen Lösungen, nur mühsame, langwierige Anstrengungen mit ungewissem Ausgang. Es braucht viele Worte und elend viel Mut, jemandem trotz aller Zweifel so nahe sein zu wollen, dass man ihm sagt, warum Sex ein unfrohes Vergnügen geworden ist. Wenn beide genug Zuneigung und Geduld haben, kann das erfolversprechend sein. Aber die Hoffnung, mit einer neuen Partnerin oder einem neuen Partner wäre alles viel unbeschwerter, ist unglaublich attraktiv. Man wäre das Bild los, immer zu wollen oder nie zu wollen. Man könnte begehren und begehrt werden wollen ohne einen Rucksack von Rückschlägen, die dem Selbstbewusstsein zusetzen. Paartherapeuten sind nicht umsonst zurückhaltend, wenn man sie fragt, wie erfolgreich sie dabei sind, einem Paar zu helfen, eine abhandengekommene Sexualität wiederzufinden.

«Nach etwa neunzig Tagen wilden Begehrens», sagt der Berner Paartherapeut Klaus Heer über frischverliebte Paare, «merken fast alle, dass die strahlende Anfangszeit zu Ende geht. Sex trübt sich mehr und mehr ein. Es muss etwas getan werden, damit Lust und Begehren nicht bröckeln.» Das sei für viele Paare ein Schock, und die Reaktion sei oft Hilflosigkeit. Aber wer nicht darüber rede, riskiere, das sexuelle Glück zu ersticken: «Stumme Sexualität verkümmert. Sie verschwindet aus unserem Leben schneller, als uns lieb ist.»

Das Verstörende ist, wie selten junge Paare unbefangen zu zweit über Sexualität, Wünsche und Hemmungen reden wollen oder können, obwohl sie eben noch übereinander herfielen, wann und wo immer Gelegenheit dazu war. Sie machen weiter, was einst lustvoll war, ohne Achtsamkeit dafür, dass der Genuss kleiner wird. Sie probieren nichts Neues. Der Mut, eine vage Fantasie anzugehen, die dem andern vielleicht nicht gefällt, fehlt den meisten. Wie auch nicht? Wo lernt man das? Unbefangene Naturtalente sind selten.

«Es muss etwas fürs Klima getan werden»

Man lässt es schleifen, in der Hoffnung, irgendwann werde es von selber besser. Es wird nicht besser. Man wird ungehaltener, jeder mit seinen guten Gründen. Und weil es wenig Intimeres gibt als sexuelle Zurückweisung oder sexuelle Unlust auf einen Menschen, den man liebt, werden die Reaktionen empfindlicher und die Aktionen spärlicher. Man vermeidet das Thema, kehrt dem anderen den Rücken und gibt auf.

«Wenn der Ofen kalt ist», sagt Klaus Heer, «ist es schwierig, ihn wieder in Gang zu bringen. Es herrschen arktische Temperaturen. Es würde überhaupt nichts bringen, jetzt von einem sexuellen Neuanfang zu reden. Zuerst muss etwas fürs Klima getan werden.» ○

3 MONATE FÜR 51.30 FR. MIT OPTION AUF VERLÄNGERUNG.

Das ganze Wirtschaftsgeschehen. Schnell, informativ und übersichtlich.



Fundierte Meinungen und klare Analysen jetzt zum Kennenlernen: 3 Monate für nur 51.30 Fr. statt 150.80 Fr. (im Einzelverkauf). Bestellen Sie jetzt Ihr persönliches Abo: 044 404 65 55 oder fuw.ch/abo-angebot.

FINANZ und WIRTSCHAFT
Mehr Wissen. Mehr Vorsprung.

Späte Einsicht eines kalten Kriegers

Robert Gates, ehemaliger Verteidigungsminister der USA, zeigt in seiner Biografie Verständnis für Wladimir Putins Angst, vom Westen vereinnahmt zu werden. Er wirft Amerika und Europa mangelndes Verständnis für Russlands legitime Sicherheitsinteressen vor. *Von Pierre Heumann*

Der ehemalige US-Verteidigungsminister Robert Gates übt sich in scharfer Selbstkritik. Die Beziehungen zu Russland seien vom Weissen Haus seit den neunziger Jahren «schlecht gemanagt» worden. «Arrogant» würden Amerikas Politiker, Akademiker und Geschäftsleute den Russen erklären, wie sie ihre innen- und aussenpolitischen Probleme zu lösen hätten. Für Gates ist klar: Der Westen hat das Ausmass der russischen Erniedrigung nach dem Zerfall der Sowjetunion «krass unterschätzt». Die USA seien zwar als einziger Sieger aus dem Kalten Krieg hervorgegangen, «wir waren ein politischer, militärischer und ökonomischer Koloss. Aber wir realisierten nicht, dass die Saat künftiger Probleme schon am Aufkeimen war.»

Gates' Kritik am Verhalten des Westens gegenüber Russland ist umso interessanter, als der Mann, der fünf Jahre lang Verteidigungsminister war und zuvor der CIA vorgestanden hatte, als konservativer kalter Krieger galt. In seinen Erinnerungen «Duty – Memoirs of a Secretary at War», die zu Jahresbeginn erschienen sind, entpuppt er sich nun aber als, wie man heute sagen würde, Putin-Versteher.

«Eine monumentale Provokation»

Die Liste amerikanischer Provokationen, die Gates anführt, ist lang. Dass man gegenüber Russland durchgesetzt habe, das vereinigte Deutschland als Nato-Mitglied zu akzeptieren, wertet er zwar als eine «grosse Leistung». Aber es sei ein Fehler gewesen, so viele Staaten, die zuvor der UdSSR untergeordnet waren, dermassen schnell in die Nato aufzunehmen: «Ich glaube, dass man diesen Prozess langsamer hätte durchziehen müssen.» So sei die Absichtserklärung im US-Abkommen mit Rumänien und Bulgarien, dort je 5000 Soldaten zu stationieren, eine «unnötige Provokation» gewesen. Der Versuch, auch Georgien und die Ukraine in die Nato zu bringen, bedeute «ganz klar eine Überreaktion». Die Eingliederung eines grossen Teiles des alten Warschauer Paktes in die Nato habe «keinen Russen mehr verärgert als [Wladimir] Putin», den heutigen Präsidenten der Russischen Föderation.

Gates erinnert daran, dass die Wurzeln des russischen Imperiums auf Kiew im 9. Jahrhundert zurückgehen: Deshalb sei das eine «speziell monumentale Provokation» gewesen. Die Nato-Expansion bezeichnet der einstige Verteidigungsminister von George W. Bush und Barack Obama als «politischen Akt», als ein «nicht sorgfältig durchdachtes militärisches

Engagement.» Die Europäer und Amerikaner wären nicht bereit gewesen, ihre «Söhne und Töchter zur Verteidigung der Ukraine oder Georgiens zu schicken», meint Gates in dem Buch, das vor dem Ausbruch der jüngsten Ukraine-Krise geschrieben worden ist.

Man kann Moskau vorhalten, vor sechs Jahren Georgien zerfleischt zu haben. Ebenso kann man Putin heute vorwerfen, dass er die Krim von der Ukraine abgetrennt hat und jetzt im Osten der Ukraine mit gezielten Provokationen Unruhe stiftet. Deshalb müsse man den russischen Bären stoppen, bevor es zu spät sei, fordern viele. Putin sieht sich als Restaurator Russlands – und das macht ihn gefährlich. Als er an die Macht kam, stand das Land im Abseits. Nun nimmt er für sich in Anspruch, der Nation wieder zu dem ihr gebührenden Platz in der Welt zu verhelfen.

An der Expansionslust Russlands trägt der Westen indes Mitschuld. Als ob es Russland nicht gäbe, wurden seine Nachbarn zur Mitgliedschaft in der EU eingeladen. Auf die Empfindlichkeiten Russlands wird auch jetzt keine Rücksicht genommen. Der britische Journalist Peter Hitchens hat dazu einen passenden Vergleich angestellt. Nachdem sich prominente amerikanische, deutsche und EU-Politiker in Kiew mit antirussischen Gefühlen solidarisiert haben, wundert er sich: Wie würde es sich anfühlen, wenn sich der russische Aussenminister auf Veranstaltungen der Separatistenpartei Scottish National Party (SNP) für Schottlands Unabhängigkeit aussprechen würde?

Auch militärisch sieht sich Moskau vom Westen eingekreist. Wenn sich die Nato an Staaten heranmacht, die früher zum Einflussgebiet Moskaus gehörten, weigere sich Putin, das als historischen Trend hinzunehmen, sagt David Remnick, der für die *Washington Post* den Zusammenbruch der Sowjetunion beobachtet hat.

Deshalb reagierte Putin nervös, als sich die Nato auf dem Balkan einmischte. Obwohl nicht eins zu eins vergleichbar – ihr Kosovo-Engagement liefert Putin jetzt eine willkommene Rechtfertigung für sein Vorgehen auf der Krim. Das Kosovo gehörte eigentlich zu Serbien; aber eine Mehrheit der Kosovaren strebte für sich die Unabhängigkeit an. Die Nato half der kosovarischen Befreiungsarmee (UCK), diesen Wunsch zu erfüllen. Mit der Intervention hatte die Nato Russland, die Schutzmacht Serbiens, brüskiert. Ein Uno-Mandat, das vor dem militärischen Engagement angestrebt

worden war, war am Widerstand Russlands und Chinas gescheitert.

Ähnlich verhielt sich der Westen in der Ukraine-Krise. Noch im Februar sagte Nato-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen, dass die Ukraine die Freiheit haben müsse, ihren Weg ohne externe Einflussversuche zu bestimmen. In Moskau musste das als Vorwurf empfunden werden, gemäss dem die Ukraine ohne den Widerstand der bösen Russen längst Teil der Nato wäre. Bereits vor sechs Jahren hatte die Nato in Aussicht gestellt, dass die Ukraine der Verteidigungsallianz beitreten werde.



Ausmass der Erniedrigung nach dem Zerfall

Der Kremlchef macht kein Geheimnis daraus, dass er sich durch den Westen gereizt und herausgefordert fühle. Er musste in den vergangenen Jahren wiederholt den Eindruck gewinnen, dass der Westen seine Sicherheit auf Russlands Kosten erhöhen wolle. Mit der Aufnahme der Ukraine in die Nato würde sich das westliche Bündnis nicht nur unmittelbar an der Grenze zu Russland niederlassen. Auch die Schwarzmeerflotte auf der Krim wäre dann auf feindlichem Gebiet gelegen. Diese Gefahr hat Putin erst durch die Einverleibung der Krim gebannt.

Wenn die Nato Partei ergreift, fühlt sich Putin bedroht. Sei es in der Ukraine, im Irak, in Syrien oder in Libyen: Volksaufstände sind ihm ein Gräuelfeld, weil er befürchtet, dass sich der Zorn der Masse in Moskau eines Tages auch gegen ihn richten könnte. Er weigert sich deshalb, ausländische Eingriffe gutzuheissen, die zu einem Regimewechsel führen sollen. Wenn sich der Westen – wie in der Ukraine – in Putins un-

mittelbarer Nachbarschaft einmischte, sieht das Putin gar als Planspiel für die nächste Revolution gegen seine Herrschaft im eigenen Land.

«Russland nicht ernst genommen»

Gates, der alte kalte Krieger, hat heute Verständnis für Putin, wie er schreibt, auch für dessen Hass auf den Vertrag für konventionelle Streitkräfte in Europa. Mit dem KSE-Vertrag wurde 1990 der quantitative Vorteil der Sowjetunion bei den konventionellen Waffen in Europa abgebaut. Der Vertrag begrenzte die Freiheit Russlands, seine Truppen im eigenen Land zu verschieben. Putin bezeichnete den Vertrag als «Kolonialvertrag», den man Russland aufgezwungen habe.

Der ehemalige US-Verteidigungsminister gibt Putin indirekt recht. Gates meint, dass Washington analoge Beschränkungen für die amerikanischen Streitkräfte – zum Beispiel ein Verbot für eine Truppenverschiebung von Texas nach Kalifornien – nicht akzeptiert hätte.

Das Abkommen sei zu einer Zeit ausgehandelt worden, als Russland schwach war, hält Gates fest und fügt selbstkritisch hinzu: «Wir haben die Interessen Russlands damals nicht ernst genommen.»

Dabei bestehen aus russischer Sicht allerhand Gründe, misstrauisch zu sein. Das Kernland hat kaum natürliche Grenzen zur Verteidigung. Fremde Truppen marschierten im Laufe der Jahrhunderte wiederholt in Russland ein – die Schweden, die Polen, die Litauer, die Krimtataren, Napoleon, die Deutschen. Tief verwurzelt ist deshalb Russlands Angst vor Angreifern; wie tief sie ist, zeigt die Sprache: Das Wort für Sicherheit ist im Russischen eine Verneinung und heisst wörtlich «Gefahrlosigkeit»: *Bezopasnost*. Das Wittern von Gefahren wird dadurch sprachlich zum Normalzustand.

Robert Gates: *Duty – Memoirs of a Secretary at War*. 618 S. Knopf, 2014.



Sowjetunion krass unterschätzt: Ex-US-Verteidigungsminister Gates (l.) mit Präsident Putin, April 2007.

«Ich hätte durchhalten sollen»

Der ehemalige tschechische Staatspräsident Václav Klaus über den Ukraine-Konflikt, sein Verhältnis zu Wladimir Putin, die Krise der EU und die Masseneinwanderungsinitiative.
Von Florian Schwab und Marc Wetli (Bild)

Für die EU ist Václav Klaus ein unbequemer Politiker. Als der damalige tschechische Staatspräsident (2003–2013) im Jahr 2009 den Vertrag von Lissabon unterschreiben sollte, der die Integration der Europäischen Union vorantreibt, verweigerte Klaus lange seine Unterschrift. Der 73-Jährige soll auch schon nach zwei Minuten Interviews beendet haben, in denen er als Euro-Skeptiker bezeichnet wurde. Richtig muss es, so will er es, «Euro-Realist» heissen.

Als uns Klaus am letzten Freitag auf der Terrasse des «Dolder Grand» zum Interview empfängt, wird rasch klar: Hier spricht eine zeitgeschichtliche Autorität. Unterbrechungen seiner langen Ausführungen schätzt er nicht, und er toleriert sie nur ausnahmsweise.

Gelegentlich beweist der messerscharf analysierende Intellektuelle und von seiner reichen Biografie getragene politische Denker frischen Schalk. Ironisch spielt er mit seinem nicht ganz perfekten Deutsch.

Als der Fotograf ihn zum Schluss des Gesprächs auffordert, für ein weiteres Bild auf ein für die «Dolder»-Gäste zur Verfügung gestelltes Elektrovelo zu sitzen, zögert Klaus kurz und kurvt dann aber mir sichtlichem Vergnügen hoch über Zürich zwischen den parkierten Limousinen und Sportwagen herum.

In der Ukraine sind teilweise bürgerkriegsähnliche Zustände mit etlichen Todesopfern zu beklagen. Welche weitere Wendung wird der Konflikt Ihrer Einschätzung nach nehmen?

Über Szenarien kann man nur sprechen, wenn man zuvor die Ursachen analysiert hat. Und diesbezüglich bin ich enttäuscht über die inakzeptable Trivialisierung der Debatte in Europa. Ich sehe die Ursache der gegenwärtigen Krise nicht in einer authentischen Revolution. Die Ukraine wurde von aussen angestachelt.

Worauf stützen Sie diese Aussage?

Politiker und Aktivisten aus Europa und aus den USA haben die Proteste aktiv unterstützt. Nicht nur philosophisch und politisch, sondern auch finanziell. Ich befürchte zudem, dass einige ausländische Gruppierungen auch Waffen geliefert haben, und das ist für mich inakzeptabel. Ich bin kein Verteidiger Russlands, aber es ist klar, dass Russland die Situa-

tion auf dem Maidan-Platz nicht organisiert hat, und das war der Ausgangspunkt des Konflikts: Proteste, die mindestens teilweise nicht spontan waren.

Sie selbst haben als junger Mann den Sturz des kommunistischen Regimes in der damaligen Tschechoslowakei miterlebt. Haben Sie kein Verständnis für die jungen, idealistischen Leute, die sich nach Westen orientieren wollen und mit dem Regime Janukowitschs unzufrieden sind?

Das Bild der jungen Idealisten auf der einen Seite und der ex-stalinistischen russischen Politiker auf der anderen Seite gehört für mich zur Trivialisierung der Debatte. Es hat mit der Realität wenig zu tun. Ich stand dem Janukowitsch-Regime immer sehr kritisch gegenüber und möchte das auch betonen. Janukowitsch hat mich in meiner Eigenschaft als Präsident der Tschechischen Republik mehrmals in die Ukraine eingeladen, und ich habe die Einladung immer ausgeschlagen, weil ich ihn nicht durch meine Anwesenheit legitimieren wollte. Da fällt mir ein: Es gibt jährlich ein sehr wichtiges Treffen der achtzehn Präsidenten aus mittel-, ost- und südeuropäischen Ländern, dessen Vorsitz rotiert. Dabei sind auch Österreich, Deutschland und Italien. Es ist also wirklich

«Zuerst einmal müssen sofort die Provokationen, egal von welcher Seite, aufhören.»

eine wichtige Veranstaltung, die ich einmal selbst in Tschechien organisiert habe. Vor zwei Jahren sollte das Treffen unter der Organisation von Janukowitsch in Kiew stattfinden. Etliche Teilnehmer zögerten, und am Schluss war ich mehr oder weniger das Zünglein an der Waage. Damals sass Julia Timoschenko im Gefängnis in Kiew. Ich habe Janukowitsch in einem Brief dargelegt, dass für mich allenfalls eine Teilnahme an einem Ort ausserhalb der Hauptstadt denkbar ist, aber nicht ausgerechnet in derselben Stadt, in der Timoschenko inhaftiert ist. Darauf ging Janukowitsch nicht ein, und so musste er das Treffen eine Woche vor der geplanten Austragung absagen. Daran sehen Sie: Ich bin wahrlich kein Parteigänger Janukowitschs.

Woher kommt Ihres Erachtens die Verengung der Ukraine-Diskussion auf Stereotype?

Viele westliche Politiker haben Angst, dass Russland wieder zu Stärke und Selbstbewusstsein findet. Das wollen sie bremsen. Darin sehe ich die langfristige Strategie. Die zweite Motivation ist sicher die Vermischung der Kritik am heutigen Russland mit der Kritik an der ehemaligen Sowjetunion unter Stalin, Breschnjew und so weiter.

Putins KGB-Karriere ruft solche Gedanken auf den Plan.

Putin vereint bestimmt viele Dimensionen in sich, die nichts mit dem KGB und der Sowjetunion zu tun haben.

Wie schätzen Sie Putin ein?

Während meiner Amtszeit als Staatspräsident war mein russischer Amtskollege Dmitri Medwedew. Er gehört einer jüngeren Generation an, die beim Zusammenbruch des Kommunismus noch an der Universität war. Er steht mir also persönlich und menschlich näher. Mit Putin bin ich aber auch einige Male zusammengetroffen. Man kann mit ihm sehr gut sprechen. Er ist pragmatisch, sehr sachlich und immer perfekt vorbereitet, allerdings weniger persönlich als Medwedew. Eine bleibende Erinnerung ist, wie ich vor eineinhalb Jahren für eine inoffizielle Rede in Moskau war. Da liess mich Putin anfragen, ob ich am Abend um sechs oder halb sieben nicht bei ihm zum Kaffee vorbeikommen möchte.

So spät noch zum Kaffee?

Vermutlich haben wir Tee getrunken ... Auf jeden Fall kam ich mit leeren Händen zu Putin in der Absicht, guten Abend zu sagen und ein paar Punkte anzusprechen. Zu meiner Überraschung hatte der bestimmt genügend beschäftigte Putin ein achtzigseitiges Dokument vor sich, gespickt mit handschriftlichen Notizen. Er diskutierte Details, auf die ich alles andere als vorbereitet war. Also: Putin ist fleissig, arbeitet viel und ist ein pragmatischer, kein apriorischer Politiker. Das respektiere ich.

Trotzdem werden Russland und Putin dämonisiert.

Vor ein paar Tagen habe ich mit einem alten Freund gesprochen, der seit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen zur Niederschlagung des Prager Frühlings im Jahr 1968 in Deutschland lebt. Er ist ein Paradebeispiel für die Trivialisierung, die ich erwähnt habe. Auf die Frage, warum er so argumentiere, hat er geantwortet, er sei seit 1968 antirussisch. Ich habe nachgefragt: antirussisch



«Trivialisierung der Debatte»: Politiker Klaus.

oder antikommunistisch, antisowjetisch? Doch er bekräftigte: «Ich bin so antirussisch, dass ich sogar die klassische russische Literatur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht lesen kann.» Stellen Sie sich diese Irrationalität vor! Wer wegen Ereignissen im Jahr 1968 Dostojewski und Tschechow nicht liest, der offenbart eine Verwirrung des Denkens, die ich nicht unterstützen kann.

Auch Sie mussten den Kommunismus fünfzig Jahre lang erdulden.

Ja, und zwar als Feind der Machthaber. Nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen und des Warschauer Pakts wurde ich als junger Ökonom von 28 Jahren, also noch bevor meine Karriere richtig beginnen konnte, aus der Akademie der Wissenschaften entfernt, aufs Abstellgleis geschoben und isoliert. Zwanzig Jahre lang konnte ich nicht mehr in den Westen fahren. Ich bin der Letzte, der den Kommunismus verteidigt.

Obwohl Russland in Ihrer Biografie eher eine negative Rolle spielt: Wo sehen Sie kulturell Verbindendes zwischen dem Westen und Russland?

Dieser tiefen philosophischen Debatte kann man nicht in zwei Sätzen gerecht werden, wenn man sie nicht verflachen will. Nur so viel: Bestimmt unterscheiden wir uns in Zentraleuropa in mancher Hinsicht von den Russen. Aber im Prinzip, also kulturell und zivilisatorisch, empfinde ich zwischen Zürich und Prag auf der einen Seite und Russland auf der anderen Seite geringere Unterschiede, als wenn ich Russland mit China, Indien, Indonesien, Afrika oder Lateinamerika vergleiche. Dort sind die kulturellen Unterschiede tiefer. Auf der Weltkarte ist Russland auf unserer Seite.

Was muss der Westen jetzt tun, wenn ihm am Wohl der ukrainischen Bevölkerung gelegen ist?

Ich habe keinen Vorschlag. Da ich nicht für die heutige Situation verantwortlich bin, weiss ich auch nicht, ob es an mir ist, Lösungen zu suchen. Leider befürchte ich, dass es keine schnelle Lösung geben kann. Zuerst einmal müssen sofort die Provokationen, egal von welcher Seite, aufhören. Die grösste Gefahr ist, dass es von irgendwoher eine grössere Provokation geben kann. Wie ich das Genfer Treffen verstanden habe, ging es darum, genau dem entgegenzuwirken. Ich hoffe, dass das Bestand hat. Wie es weitergehen wird, weiss ich nicht.

Manche setzen grosse Erwartungen in die Wahlen in der Ukraine.

Zu diesen gehöre ich nicht. Wahlen können im Moment nur die Mehrheitsverhältnisse zwischen der westukrainischen und ostukrainischen Bevölkerungsgruppe abbilden. Das heisst aber nicht, dass der jeweils andere Teil das Ergebnis akzeptiert. Die von

den Amerikanern und ihrem Vizepräsidenten Biden geäußerte Hoffnung ist gut gemeint, aber irrelevant. Um zu sehen, wo zu Wahlen in einem gespaltenen Land führen, muss man nur nach Ägypten sehen. Sie lösen das Problem der Spaltung nicht.

Sollte man die Ukraine teilen, analog zur Auftrennung von Tschechien und der Slowakei nach dem Fall des Eisernen Vorhangs?

Eher gegen meinen Willen musste ich als Ministerpräsident die Trennung von der Slowakei organisieren. Ich weiss also, wie schwierig so ein Prozess ist. Ich muss aber auch sagen, dass eine solche Spaltung möglich ist, wenn sie gut organisiert und in einem freundschaftlichen Geist geschieht. Wichtig sind zudem ein rasches Vorgehen und eine gewisse Grosszügigkeit. Man kann sich nicht mit jedem Detail aufhalten, sondern man muss mit einem gesunden Blick für das Grosse und Ganze ans Werk: Man trennt beispielsweise im Verhältnis

«Hier geht es nicht mehr um die Einigung, sondern um die Zentralisierung.»

zwei zu eins, ohne sich in Details zu verheddern. Für Tschechien und die Slowakei war die Trennung letztlich sehr erfolgreich, positiv für beide Länder. Ob das in der Ukraine auch möglich wäre? Ich weiss es nicht.

Wie tief ist die Spaltung der Ukraine nach Ihrem Dafürhalten?

Ich war nur einmal drei Tage dort. Kiew ist europäisch. Odessa ist russisch, jüdisch. Lemberg (Lwiw) ist wie eine mitteleuropäische Stadt. Vor ein paar Tagen habe ich mit einer ukrainischen Studentin in Prag gesprochen, die aus dem Gebiet der Westukraine stammt, das vor achtzig Jahren noch zur Tschechoslowakei gehörte. Diese kulturelle Herkunft und die Erinnerung der Eltern und Grosseltern waren für sie die Motivation für ein Studium in Prag. Sie durchlebt derzeit grosse Angst, weil ihre beiden Brüder in die Armee eingezogen wurden. Und sie erzählte mir, dass sie im letzten Sommer zum ersten Mal in ihrem Leben auf der Krim war und diesen Aufenthalt sehr genossen hat, da die Westukraine weder grosse Seen noch Meeranstoss hat. «Es war sehr schön», sagte sie zu mir, «aber ich musste überrascht feststellen, dass man dort meine ukrainische Sprache nicht verstanden hat.» Man habe sie sogar für eine Moldawierin gehalten. Die Anekdote dieser jungen, aufgeweckten Uni-Studentin fand ich doch vielsagend.

Werden in der Auseinandersetzung auch die Defizite der politischen Führung in der EU deutlich?

Im Prinzip ja. Die politischen Führer Europas haben die Situation in der Ukraine unterschätzt und sich nicht bemüht, das Land zu verstehen. Die Ukraine auf die eine oder andere Seite zu zwingen, das war ein Fehler.

Herr Klaus, sprechen wir über Europa. In den Medien werden Sie gewöhnlich als EU-Skeptiker bezeichnet...

Das sehe ich anders. Für mich gibt es EU-Realisten und EU-Naive.

Wo sehen Sie die grössten Fehler in der Konstruktion der EU?

In der griechischen und der römischen Antike hing an jeder Haustüre eine Skulptur des Gottes Janus. Dieser hat einen Kopf, aber zwei Gesichter. Die Integration der EU ist ein janusköpfiger Prozess. Das sympathische Gesicht besteht aus der Liberalisierung und der Beseitigung von Barrikaden, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg dringend nötig waren. Das zweite Gesicht sieht ganz anders aus. Hier geht es nicht mehr um die Einigung, sondern um die Unifizierung, Harmonisierung, Standardisierung und die Zentralisierung. Auch dieses Gesicht hatte die europäische Einigung von allem Anfang an. Das heisst, die EU leidet an ihren Fehlern seit der Geburt. Sieht man sich die jeweils vorherrschende Tendenz an, dann überweg in der ersten Etappe die positive Seite.

Also Freihandel, Abbau von Zöllen, Beseitigung von Handelsschranken.

Ja. Für einen liberalen Ökonomen wie mich ist das alles hundertprozentig positiv. In der ersten Etappe des europäischen Integrationsprozesses war die Kosten-Nutzen-Analyse mit Sicherheit im grünen Bereich. Bei der zweiten Etappe, die ich dann mit dem Namen Jacques Delors, den Verträgen von Maastricht und Lissabon und dem ver-



«Europa ist noch zu reich»: Václav Klaus in Zürich.

unglückten Verfassungsentwurf von Giscard d'Estaing verbinde, dominiert die schlechte Seite.

Als tschechischer Staatspräsident haben Sie widerwillig und als letzter den Lissabon-Vertrag unterschrieben. Mit welchem Gefühl haben Sie die Unterschrift geleistet?

Ich hatte nicht genug Stärke, als letzter Staatspräsident noch länger zu widerstehen. Aus heutiger Sicht hätte ich das noch ein paar Monate durchhalten sollen. Leider gab es in der ersten Etage der europäischen Politik keine Verbündeten für meine Position, nur einige vereinzelte in der zweiten Etage.

Was beunruhigt Sie derzeit in der EU am meisten?

Die immer schlechteren Wirtschaftsdaten, der abnehmende Respekt in der restlichen Welt vor Europa, die beschleunigte Vertiefung demokratischer Defizite und die Steigerung der Frustration in grossen Teilen der europäischen Bevölkerung erlangen poli-

«Dass die Schweizer die Kontrolle über die Einwanderung behalten wollen, ist verständlich.»

tisch kaum Aufmerksamkeit. Das macht mich nervös. Europa ist eine postdemokratische und postpolitische Einrichtung. Das sieht man auch am Umgang der EU mit der Schweizer Volksabstimmung zur Einwanderung. Die EU-Spitzenpolitiker wollen uns ein Kontinentaldenken aufzwingen. Sie wollen den Nationalstaat unterdrücken und staatliche Grenzen auflösen. Um den Zusammenhalt der heutigen Nationen zu



schwächen, propagieren sie eine massive und uneingeschränkte Migration. Die EU erachtet die Personenfreizügigkeit als eine ihrer Grundfreiheiten – das müsste Ihnen als Liberaler ja sympathisch sein.

Man muss unterscheiden zwischen den «Freiheiten», die uns die EU verspricht, und der Freiheit als politischem und kulturellem Wert, für den ich als Liberaler kämpfe. Die Migrationsbewegungen über die Grenzen souveräner Länder hinweg, die in den letzten Jahrzehnten radikal verstärkt wurden, untergraben systematisch den Zusammenhalt und die Regierbarkeit von Ländern. Die Schwächung der einzelnen Staaten könnte sehr leicht auf eine antiliberalen Entwicklung hinauslaufen, weil sie nämlich den europäischen Super-Staat stärkt, zu dem die EU sich entwickelt. Doch die EU ist weniger demokratisch als jeder einzelne ihrer Mitgliedsstaaten. Ich habe nie das Einwandern in irgendein Land als mein Recht betrachtet. Dass die Schweizer die Kontrolle über das Ausmass der Einwanderung behalten wollen, ist verständlich. Ich habe den Volksentscheid auch nicht als ein absolutes Nein zur Migration verstanden, sondern als eine Mitteilung: «Lasst uns die Einwanderung vorsichtiger und langsamer gestalten.»

Es scheint, als ob Parteien und Bewegungen, die den heutigen Tendenzen in Brüssel ähnlich kritisch gegenüberstehen wie Sie, bei den Wahlen fürs Europaparlament im Mai mit einem Erfolg rechnen können.

Die Wahlen werden, wenn überhaupt, einen sehr geringen Einfluss haben. An den eigentlichen Mehrheitsverhältnissen in der EU werden sie nichts ändern. Zudem ist es sehr schwierig, die unzähligen Gruppen zu-

«Die europäische ist bestimmt eine meiner Identitäten, aber ich trage viel stärkere in mir.»

sammenzubringen, die man als EU-Skeptiker bezeichnet.

Wäre es denn wünschenswert, Parteien wie die Alternative für Deutschland in Deutschland mit dem Front national in Frankreich und der United Kingdom Independence Party in Grossbritannien zusammenzubringen?

Ich brauche keine paneuropäischen Parteien. Wir haben in Europa kein Volk, keinen Demos im Sinne der politologischen Literatur.

Sehen Sie sich als Europäer?

Die europäische ist bestimmt eine meiner Identitäten, aber ich trage viel stärkere in

mir. Ich bin Prager, Tscheche und Mitteleuropäer. Mit anderen Mitteleuropäern habe ich viel mehr gemeinsam als mit den Portugiesen, Finnen oder Zyprioten. Die europäische Identität in mir ist nicht sehr stark. Den Satz «Ich bin ein Europäer» benutze ich nur in Afrika oder Südasien. Und einmal verwendete ich ihn, als ich in den Rocky Mountains zum Skifahren war. Mein junger Skilehrer war ganz unwissend, was die europäische Geografie betrifft, und fragte mich, wo ich herkomme. Ich verstand, dass es keinen Wert hatte, dem jungen Mann zu sagen, dass ich aus der Tschechischen Republik stamme. Also habe ich gesagt: «Aus Europa.»

Gibt es derzeit Politiker in Europa, an die Sie Hoffnungen knüpfen?

Ich möchte keine einzelnen Namen herauspicken, weil das Problem Europas nicht zuerst mit einzelnen Namen zu tun hat. Ich bin ganz sicher, dass ganz neue Umstände und Probleme auch neue Politiker an die Oberfläche bringen. Die Frage ist: Wodurch kann eine solche neue Atmosphäre entstehen? Das kann ein Politiker nicht schaffen, sei er noch so charismatisch. Was sich ändern muss, sind das Denken und das Benehmen. Und das geschieht nur im Falle einer dringenden Notwendigkeit. Dafür ist Europa noch zu reich. ○



ROGER GEGEN ROGER

ON
TOUR

ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM RESTAURANT LINDE, BADENERSTRASSE 2 IN WEINGEN
5. MAI 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR
EINTRITT CHF 15.- INKL. WELCOME-DRINK
NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

Linde Weiningen
Restaurant - Catering



Jedem Trend voraus: Amber Valletta posiert für H & M.



Graswurzel-Gesicht

Von Daniele Muscionico

Nichts passt zusammen: Sie trägt Ohrschmuck, der Massai-Frauen besser steht. Ein west-östliches Ethno-Shirt, ein bisschen hip, ein bisschen historisch. Hot Pants, die nicht nur an der Farbe sparen. Und ihr Schmuckhaar war einmal ... war einmal Haar und wohl auch schmuck. Heute weckt es bloss unser Bedauern.

Und trotzdem. Oder dennoch: Ist sie nicht schön, die Trägerin dieses Ausverkaufs des guten Geschmacks? Kindliche Anmut, blassgrüne Augen und eine endlos hohe Stirn – die Höhe der Beine scheint für einmal piepegal. Das ist Amber Valletta, das Supermodel des neuen Wassermann-Zeitalters, ausgerufen von Modeherstellern, die ihre soziale Verantwortung entdecken. Besser: die entdeckt haben, wie man aus Schlechtem Gutes macht. Aus schlechten Gewissen gutes Geld.

Und das gelingt, indem man «nachhaltigere Materialien» verwendet, recycelte Seide, Hanf – oder «umweltfreundlich» hergestelltes Leder. (Allerdings, wie zieht man wohl einem Rind «umweltfreundlich» die Haut ab?) Bio-Mode, klar doch, Öko-Mode, super, glückliche Baumwolle, *yes, we can!*

Das Gesicht dazu plus Denkerstirn liefert die Amerikanerin Amber Valletta. Mit fünfzehn Jahren wurde sie von ihrer Mutter, einer Postbotin, auf eine Model-Schule geschickt. Nur ein Jahr später war sie *the face* für Calvin Kleins Parfüm «Eternity». Heute, im hohen Alter von vierzig Jahren, lässt sie ausrichten, dass sie von Mode nichts verstehe und, was Schminken betrifft, ein hoffnungsloser Fall sei. Und könnte sie nochmals von vorne beginnen (was sie natürlich nicht kann, wie auch?), würde sie gerne für eine Umweltschutzorganisation arbeiten. Und welches Unternehmen, das etwas auf sich hält, ist das schliesslich nicht?

Auch einer der grössten Fast-Fashion-Produzenten der Welt hat Amber jetzt für sich entdeckt, für seine Modelinie, die aus hoffnungslosen Fashion-Junkies gesinnungstüchtige Kunden macht. Es ist dieser alte Schwede, der alle Jungen einkleidet, die bei drei nicht auf den Bäumen oder ewig dreissig sind. Das Kleiderhaus, wo man Dinge ebenso schnell einkauft, wie man sie später wegwirft. Sein neuestes Öko-Label heisst «Amber Valletta», es ist das allerhübscheste von allen, kann laufen und läuft jedem Trend voraus. Und wer ihr nachfolgt, darf anderswo ungebeichtet sündigen.

Nein, das ist keine Konsumenten-Kritik. Denn die Konsumenten, das sind nicht die anderen. Das sind wir.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene María (*Diogenes*)
- 2 (4) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (3) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (–) **Andrea Camilleri:** Der Tanz der Möwe (*Bastei Lübbe*)
- 5 (2) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 6 (5) **Alex Capus:** Mein Nachbar Urs (*Hanser*)
- 7 (7) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (6) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 9 (9) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 10 (–) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 3 (5) **Annemarie Wildeisen:** Meine Expressküche (AT)
- 4 (–) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 5 (3) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien wir kommen! ... (*Weltbild*)
- 6 (–) **Jamie Purviance:** Webers Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (4) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, mit Backform ... (*Gräfe und Unzer*)
- 8 (9) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 9 (7) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 10 (–) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Zu viel Geld

Das Bundesamt für Kultur (BAK) verteilt grosszügig Preisgeld: 1,24 Millionen Franken jährlich für Kunst- und Design-Auszeichnungen. 300 000 Franken werden Ende Mai erstmals im Rahmen eines ebenfalls vom BAK finanzierten Schweizer Theatertreffens in Winterthur verliehen. Niemand hat auf dieses Theaterfestival gewartet, erst recht nicht die lokalen Kulturveranstalter, die von dem mit üppigen Bundessubventionen finanzierten Theatertreffen konkurrenziert wurden. Die plan- und wirkungslose Preisflut erweckt den Anschein, das BAK habe zu viel Geld. Das Problem wäre rasch gelöst, würde sich der Bund strikt an Art. 69, Abs. 1. der Bundesverfassung halten: «Für den Bereich der Kultur sind die Kantone zuständig.» (rb)

Kunst

Mittagessen für 15 Milliarden

Das Leben des Malers Otto Dix liest sich wie eine Geschichte Deutschlands im letzten Jahrhundert – fröhlich, deprimierend, widersprüchlich. Von Rolf Hürzeler

Der Mann wohnte im Paradies – und hasste es. «Es war ein grosser Irrtum, dass ich ins Dorf gezogen bin, man sitzt hier wie auf einem Präsentierbrett.» Diese Worte schrieb der deutsche Maler Otto Dix 1938 an einen Künstlerkollegen. Dix war damals in eine schicke Villa in Hemmenhofen am Bodensee gezogen. Das auf einer Anhöhe gelegene Anwesen schenkt dem Besucher noch heute eine grandiose Aussicht über den gesamten Untersee. Doch dem Künstler war es egal: «Muss 50 Aquarelle vom See machen, mir fällt schon gar nichts mehr ein», schrieb er in einem Brief.

War der Mann bescheuert? Jedenfalls war ihm die süddeutsche Biederkeit ein Gräuel, die das Dorf Hemmenhofen ausstrahlte. Ein gutbürgerliches Restaurant, eine alteingesessene Fischereifamilie und seit ein paar Jahren zahlreiche Einfamilienhäuser umtriebiger Bundesbürger, die ihr Auskommen in Konstanz oder Singen fanden. Vor der Dorfkirche stand zudem ein düsteres Kriegsdenkmal mit der Inschrift: «Wir opferten uns für Gesetz und Vaterland.»

Die Abscheu des Malers Otto Dix (1891–1969) vor der Idylle blitzt in seinen zahlreichen Briefen immer wieder auf. Sie sind jetzt in einem aufwendigen Band erstmals erschienen und kommentiert. Die Sammlung umfasst den grössten Teil der Briefe an seine Frau Martha, seine drei Kinder sowie zahlreiche Künstler und Galeristen – ohne die Antwortschreiben an den Absender Dix.

Otto Dix gilt als ein prägender Vertreter der Neuen Sachlichkeit; er war ein begnadeter Zeichner, Karikaturist und raffinierter Porträtist. Und er zeichnete Kriegsbilder, für die er manchen Zeitgenossen am besten in Erinnerung blieb. Dix lehnte die Abstraktion als minderwertig ab, denn für den zeitweiligen Hochschullehrer gehörte das Handwerk mit Stift und Pinsel zur Kunst.

Obwohl im Grunde unpolitisch, genoss Dix nach dem Krieg viel Anerkennung in der DDR, nicht aber in Westdeutschland, wo man ihn jahrzehntelang ignorierte. «Er war ein rechter Künstler, der sich einer linken Symbolik bediente», sagt Sven Beckstette, Kurator des Dix-Museums in Hemmenhofen am Bodensee. Allerdings: Der konservative Dix misstraute dem Kapitalismus, und der Konsumrausch der Nachkriegszeit widerte ihn an. Er kam auch regelmässig mit den Behörden in Konflikt, nicht aus politischen Gründen, dafür umso mehr aus moralischen. Seine teilweise sexuell

expliziten, meist grotesken Gemälde erzürnten Sittenwächter.

Dix war privat ebenso schwierig zu fassen wie künstlerisch und politisch. Während Jahrzehnten führte er ein familiäres Doppelleben, ein kleines logistisches Meisterstück damals, denn das Reisen war viel komplizierter als heute: Neben seiner «Hauptfamilie» am Bodensee unterhielt er eine zweite Frau; Käthe war in Dresden zu Hause, mit ihr hatte er eine Tochter. Praktischerweise behielt er auch gleich sein wichtigstes Atelier dort, denn Dix fühlte sich in Sachsen am wohlsten. In der vorliegenden Briefsammlung fehlt allerdings der Austausch mit seiner «Zweitfrau». Die Familie wollte die Aufzeichnungen angeblich nicht herausrücken – «zu pornografisch».

«Unzerbrechliches Geschirr»

Pornografisch oder nicht; der Wert seiner Korrespondenz liegt ohnehin nicht im Zwischenmenschlichen. Otto Dix schrieb lakonisch, meist emotionslos – stilistisch so ausgefeilt wie Einkaufszettel. Anteilnahme oder gar Empathie für seine Frau Martha ist höchstens in den ersten Liebesbriefen zu finden, später verschickte er familiäre Büronotizen: «Hoffentlich war der Geburtstag schön. Ich habe gestern unzerbrechliches Geschirr gekauft, weiss, sehr schön, wie echt.» Und kam es wegen seiner Gefühlskälte einmal zu Vorhaltungen, war er beleidigt: «Die Gefährlichkeit von Nellys Krankheit ist mir schon längst bewusst, aber scheinbar bin ich dazu da, dass mir immer böser Wille und Unerschrockenheit unterschoben wird.»

Diese Briefe sind keine Zeugnisse von grosser Mitmenschlichkeit, dafür illustrieren sie die deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert akkurat. «Ich weiss nicht wie lange ein Geleitschein gilt, es kann sein, dass der nun von Fall zu Fall für eine Reise gilt», schrieb Dix in den frühen zwanziger Jahren an seine Frau Martha, die er in Köln zu treffen hoffte. Er bezweifelte, dass ein Wiedersehen mit ihr überhaupt zustande kommen würde. Denn alliierte Truppen hielten seit Kriegsende das Rheinland besetzt und zogen im Januar 1923 auch in das Ruhrgebiet, da Deutschland zu wenig Reparationszahlung leistete. Sie drangsalierten die deutsche Zivilbevölkerung mit bürokratischen Schikanen. Diese litt zudem unter der Inflation – die damals ihren Höhepunkt erreichte. Im Oktober hielt Dix bei einem Aufenthalt fest: «Ein Mittagessen kostet 15 Milliarden, Strassenbahn 1,5 M., ein Kaffee



«Rechter Künstler, der sich einer linken Symbolik bediente»: «Kleines Selbstbildnis» von Otto Dix, 1913.

8 Milliarden.» Kein Wort der Verzweiflung, nur milde Klage: «Ich fühle mich manchmal etwas verelendet, weil die Schuhe drücken, und ich kalte Füße habe.» Dix war gegenüber allen unerbittlich, auch gegen sich selbst.

In den zwanziger Jahren herrschte Hunger in Deutschland. Und Not kannte Dix nur zu gut wie viele Männer seiner Generation. Denn er hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft. «Dort zwischen Gren Reg 100 Trommelfeuer von früh bis halb elf abends neun mit 28gern. Die Verluste des Rgts sind furchtbar. Wegen des Nebels schoss eine Batterie zu kurz und schoss in unseren Steilhang. Furchtbare Bestürzung schreckliche Verluste. Die Leichen lagen herum, Arme und Beine flogen. Von der 6. Komp dieses Reg blieben 9 Mann übrig», schrieb er in der Feldpost einer angebeteten Helene Jakob. Die Tragödie verfolgte Dix zeit seines Lebens in den Träumen. Und es ist zumindest naheliegend, dass diese Erlebnisse seinen akzentuierten Charakter nicht eben milder stimmten.

Nach Hitler-Attentat verhaftet

Der Faschismus verbreitete sich. Dix hatte seit 1927 eine Professur an der Kunstakademie Dresden und ahnte, was kommen würde. In einem Brief an seine Frau schrieb er von einem Konflikt um einen Studenten, der versprochen hatte, dass «er das, was Hitler angefangen hätte, fertig mache». Der Kommentar von Dix: «Heil Schrumm, Schrumm, Schrumm.» Er war im Jahr der Machtübernahme, 1933, seinen Job los – und wegen seiner gesellschaftskritischen und vor allem pazifistischen Kunst verfeimt. «Gemalte Wehrsabotage» lautete das Urteil.

In den Zwanzigern musste Dix auch den Kunstexperten Hildebrand Gurlitt kennen- gelernt haben, den Vater des umstrittenen

Münchener Sammlers Cornelius. Der alte Gurlitt war 1925 Museumsdirektor in Zwickau: «Der Dr. Gurlitt war hier (ich bin mit ihm zu Glaser gegangen, der hat ihm ein Bild für die Zwickauer Ausstellung geliehen)», schreibt Dix und spielt auf Fritz Glaser an. Mit diesem Jurist und Mäzen focht Dix Streitereien um Honorarzählungen aus, von einem Handel mit Gurlitt ist allerdings nichts zu lesen. Er fühlte sich übrigens immer unterbezahlt, egal wie hoch ein Honorar war.

Dix war jedoch kein Verfolgter des Regimes und schon gar kein Held. Er wurde zwar im November 1939 nach dem Attentat des süddeutschen Schreiners Georg Elser auf Adolf Hitler im Münchner Hofbräukeller verhaftet.

Er fühlte sich immer unterbezahlt, egal wie hoch ein Honorar war.

Der Hinweis darauf bleibt in einem Brief wegen der Zensur jedoch vage: «Ich habe hier manche Unerfreulichkeiten gehabt, davon später», schrieb Dix seiner Frau aus Dresden an den Bodensee. Die Gestapo verhörte ihn eine Woche lang, dann war er frei.

Dix entwickelte eine Strategie, die in jener Zeit überlebenswichtig war – er nutzte Kontakte zum Regime. So pflegte er eine indirekte Beziehung zu Aussenminister Joachim von Ribbentrop. In einem Brief 1943 erwähnt Dix eine «Frau Schniewind», «die sich nur persönlich an ihn wenden» solle. Sie war «die Tochter von Henkell trocken», wie der Künstler nach dem Krieg witzelte, und sie war mit Ribbentrop verschwägert. Verschiedentlich erwähnt der Maler auch einen «Herrn Huggle», den Einsatzleiter der NSDAP

in Konstanz, der ihm anscheinend freundlich gesinnt war. Wie wichtig solche Beziehungen damals waren im Alltag, belegt ein Hinweis: «Die Sicherungen knallten durch, auch die Steckschalter gingen kaputt, was man natürlich nur durch Protektion repariert erhält.» Seine Bemühungen um Beziehungen trugen Früchte, so schickte ihm die Reichskulturkammer 1943 Leinwand aus Berlin: «Ich war baff.»

Mühe mit der Schweiz

In den letzten Kriegswochen wurde Dix in den Volkssturm eingezogen und kam in französische Kriegsgefangenschaft nach Colmar. Dort erwartete ihn ein angenehmes Leben; er durfte tagsüber bei einem Herrn Dumoulin arbeiten, einem Schweizer Kunstfreund. Dieser verwöhnte Dix mit feiner Kost: «Jeden Tag Braten, Gemüse, geröstete Kartoffeln ...», schrieb er genüsslich nach Hause.

Monsieur Dumoulin mag Dix gegenüber der Schweiz etwas milder gestimmt haben, denn er hasste das Land zumindest in jungen Jahren. In Hemmenhofen blickte er zwar jeden Tag auf das nahe Schweizer Ufer, wer aber glaubt, er habe die kriegsverschonte Nachbarschaft für ein Paradies gehalten, täuscht sich sehr. In den Briefen findet sich jedenfalls keine Silbe dazu; im Gegenteil. Als 1941 eine deutsche Invasion drohte, schrieb er lakonisch: «Nun geht hier das hartnäckige Gerücht, dass in nächster Zeit nicht nur Spanien und Portugal, sondern auch die Schweiz besetzt wird.» Und in früheren Jahren: «Ich kann die Schweiz nicht mehr erriechen. Hoffentlich muss ich nicht noch einmal hierher.» Dix schrieb diese Zeilen 1929 in Zürich an seine Frau; er weilte damals bei der Galerie Wolfensberger, die ihn vertrat.



«Der Krieg» (Das Geschütz), 1914.



«Hauptfamilie»: Dix (l.), Gattin Martha, Tochter Nelly, Sohn Jan, 1947.



«Hoffentlich war der Geburtstag schön»: «Bildnis Frau Martha Dix», 1928.

Sein Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Dix sollte in seinem späteren Leben noch unzählige Male in der Schweiz weilen. Er hatte in den späten fünfziger Jahren engen Kontakt zu dem Ostschweizer Galeristen Franz Larese, den er oft besuchte. Diese Visiten müssen ziemlich heiter gewesen sein: «Am Sonnabend war ich beim Zeichnen schon recht besoffen, am nächsten Morgen hatte ich völlig vergessen, dass wir in Hagenwil zu Abend gegessen hatten.»

Am meisten Anerkennung in der DDR

Galerist Larese wird ihm den Exzess vergeben haben, Dix verkaufte sich damals schon sehr gut. Am meisten Anerkennung fand er jedoch in der DDR, was erstaunt. «Du glaubst nicht, wie weit ich jetzt alles verachte, sogar die Geldverdienarbeit, die Philister und Sozialisten als die einzig wahre hinstellen ...», schrieb er schon in jungen Jahren. Das ist nicht gerade die Musik, die SED-Politiker liebten. Und von deren Staat hielt Dix gar nichts, wie er seinem Sohn Ursus 1955 schrieb: «In der Ostzone ist es für den Normalmenschen schlechter als vorher, aber wenn man Geld hat, kann man essen und leben wie ein Fürst.» Und voller Verachtung: «Man sagte mir inoffiziell, man wolle mir den Staatspreis anhängen, ob ich ihn annehme. Warum sollte ich ihn nicht annehmen?» Und Dix

wusste seinen Einfluss einzusetzen. So deponierte er die Bitte eines seiner Kunden um eine Westreise gleich beim Kulturminister persönlich. Aber Dix litt stets darunter, dass ihm dieser Einfluss in Westdeutschland versagt blieb, was belegt, dass er den Kalten Krieg nicht verstand. Keiner konnte damals gleichzeitig auf Bewunderung von Ost und West zählen.

Anerkennung fand er immerhin in der Bodenseeregion, auch wenn er die Gegend nicht mochte. In Hemmenhofen führt heute ein Otto-Dix-Weg zu der mit der Erbschaft seiner Frau errichteten Villa. Das Anwesen ist nun ein Museum, das für den Besucher die Lebensumstände der Familie Dix nachvollziehbar macht. Dix' Malatelier ist erhalten, ein nüchterner Raum, der dem Mann gerecht wird. Eine ausgeklügelte Audio-Video-Anlage führt durch das Haus. Der Keller ist mit grotesken Darstellungen ausgeschmückt, etwa einem «Aristoteles» mit einer nackten Frau, die eine Peitsche schwingt – der Mann liebte seine Fantasien. Und wer sich nach dem Museumsbesuch die Zeit nimmt, spaziert den Hügelzug weiter hinauf zum Friedhof. Dort liegt Dix begraben unter einem knorrigem Baum, umrankt von Efeu, das sein wahres Wesen versteckt.

Otto Dix – Briefe. Wienand. 1024 S., Fr. 64.10

Jazz

Suche nach der verlorenen Zeit

Von Peter Rüedi

Institutionen soll man misstrauen. Erst mal. Der Pianist Klaus Koenig, inzwischen 77 und nicht zu verwechseln mit seinem fast ein Vierteljahrhundert jüngeren Homonym, dem Posunisten und Orchesterleiter Klaus König (Koenig stammt aus Braunschweig, König aus Haan), ist eine solche. 1964 gründete er für das Schweizer Radio mit Peter Frei und Peter Schmidlin das Jazz Live Trio, das in der Folge in nicht weniger als 111 Konzerten sozusagen die ganze Jazzprominenz aus Europa inklusive fast aller zwischenzeitlich hier lebenden Amerikaner lancierte: eine felsenfeste, gerade wegen ihres institutionellen Charakters aber immer etwas unterschätzte Rhythmusgruppe. Das rückte die Formation etwas zurecht, die Koenig in den Siebzigern mit den zusätzlichen Bläsern Hans Kennel (Trompete), Andy Scherrer (Tenorsaxofon) und Paul Haag (Trombone) unter dem Namen Magog gründete, ein Ensemble zwischen den Stühlen und Stilen; es praktizierte eine improvisierte Musik von fulminanter, erfreulich unorthodoxer Explosivität und erspielte sich schnell ein europäisches Renommee.

Jetzt will Koenig es noch einmal wissen. Mit einem Quintett (den Bläsern Dani Schenker an der Trompete und Christoph Merki auf dem Altsax sowie Patrick Sommer am Bass und Andi Wettstein am Schlagzeug) knüpft er nach einer längeren Pause mit Seven Things bei seinen alten Erfahrungen an, mit gefinkelten Arrangements und viel Swing, auf dem namentlich Schenker, zeitweise auch der introvertiertere und «coolere» Merki zu imposanten Flügen abheben, und mit eigenen Soli: nicht ohne Humor und eine Vorliebe für rhapsodische Einleitungen und Zwischenspiele – kaum Binäres auch hier, *no rock*, aber auch keine nostalgisch verklärende Patina. Eine schöne CD, mit der fast gleichzeitig beim Label TCB von Koenigs altem Partner Schmidlin das vorletzte Exemplar einer dreizehnteiligen Jazz-Live-Serie erschienen ist, mit zwei Stücken des unfraglich magistralen Dexter Gordon und (in kühnem Stilbruch) sieben der genannten Gruppe Magog, mit namentlich Hans Kennel und Andy Scherrer in stupender Form. Dagegen wirkt, wie Koenig selber nahelegt, Seven Things fast etwas «klassizistisch». Was kein Werturteil sein soll.



Klaus Koenig – Seven Things:
Piazza Rotonda. TCB 33102.
Swiss Radio Days. Jazz Live Trio
Concert Series 38. Dexter
Gordon/Magog TCB 02382

Top 10

Knorr's Liste

1	The Amazing Spider-Man 2	★★★★☆
	Regie: Marc Webb	
2	Tracks	★★★★☆
	Regie: John Curran	
3	Ida	★★★★☆
	Regie: Pawel Pawlikowski	
4	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
5	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
6	The Lego Movie	★★★★☆
	Regie: Phil Lord, Christopher Miller	
7	Divergent	★★★★☆
	Regie: Neil Burger	
8	Noah	★★★★☆
	Regie: Darren Aronofsky	
9	Her	★★★★☆
	Regie: Spike Jonze	
10	Transcendence	★★★☆☆
	Regie: Wally Pfister	

Kinozuschauer

1 (2)	Rio 2 (3-D)	18 068
	Regie: Carlos Saldanha	
2 (-)	Transcendence	13 552
	Regie: Wally Pfister	
3 (4)	The Lego Movie	11 328
	Regie: Phil Lord, Christopher Miller	
4 (1)	The Amazing Spider-Man 2	10 787
	Regie: Marc Webb	
5 (3)	Divergent	10 604
	Regie: Neil Burger	
6 (5)	Noah	6050
	Regie: Darren Aronofsky	
7 (7)	100-Year Old Man Who ...	5966
	Regie: Felix Herngren	
8 (-)	Irre sind männlich	5048
	Regie: Anno Saul	
9 (8)	The Grand Budapest Hotel	3938
	Regie: Wes Anderson	
10 (7)	Supercondriaque	3328
	Regie: Dany Boon	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
2 (2)	Die Eiskönigin (Disney)
3 (4)	Die Tribute von Panem (Impuls)
4 (3)	Game of Thrones – Season 3 (Warner)
5 (5)	Walter Mitty (Fox)
6 (9)	Malavita – The Family (Rainbow)
7 (6)	Escape Plan (Ascot Elite)
8 (8)	Rush (Ascot Elite)
9 (7)	Thor – The Dark Kingdom (Disney)
10 (-)	Der Hobbit – Eine unerwartete ... (Warner)

Quelle: Media Control



Drang nach vorne: «Snowpiercer».

Kino

Hölle auf Rädern

«Snowpiercer», die heiss gehandelte Endzeitfantasie aus Südkorea, ist von kurioser Originalität.

Von Wolfram Knorr

Die Arche ist ein bizarres Requisite der Filmgeschichte. Mal ist sie ein konventionelles Riesenschiff («The Bible: In the Beginning...», 1966), dann ein drei Stockwerke hohes Hausboot («Noah's Ark», 1928), ein Raumschiff («Silent Running», 1972) und dann wieder ein rustikaler Holzkasten, so lang wie ein Öltanker («Noah», 2014). Warum soll die Arche zur Abwechslung nicht mal statt auf dem Wasser zu schaukeln oder durchs All zu düsen, auf Schienen dahingleiten? Und die Sintflut mal aus Schnee und Eis bestehen, die den Globus einhüllt? Ausserdem hat es sowieso mehr Thrill, das Ende der Menschheit in rasende Eisenbahnwaggons zu verlegen, als sie mit blökenden Kälbern in Supernusschalen auf dem Wasser dahinplätschern zu lassen.

Und weil nach der Arche seit Stummfilmzeiten immer wieder mal gegriffen wird, also aus ihr eine Art Perpetuum mobile geworden ist, dürfte die Verlegung auf Schienen was Analoges haben. Denn die sind rund um den Globus gelegt, auf ihnen rast der Zug bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag – und das seit Jahren, seit versucht worden war, die Erderwärmung zu stoppen, was komplett in die Hose ging. Die künstlichen Reduktionsversuche lösten eine Eiszeit aus und die Menschen starben wie die Fliegen, bis auf jene, die sich in den Zug retten konnten. Und wie es in Eisenbahnen so

ist, gibt es auch in dieser verschiedene Klassen. Ganz hinten, in der letzten, herrscht mehr oder weniger Dunkelheit; da vegetiert das Prekariat. In der nächsten folgen Verwaltung (Polizei etc.), Fachkräfte, Führungsleute, Schmarotzer, Reiche, und ganz vorne, hinter der Lok, residiert zwischen Champagner und Sushi der Luxus in Gestalt des Magnaten Wilford (Ed Harris). Es ist ein Gesellschaftsmodell von einer derartigen Klarheit und – ja, auch – Schönheit, dass es jeden gestandenen Kommunisten sprachlos vor Freude machen dürfte.

Natürlich bildet sich im hintersten Wagen Widerstand, Rebellen planen den Aufstand und drängen nach vorne. Unter Führung von Curtis (Chris Evans) schaffen es einige ins dahinjagende Sanktuarium Wilfords vorzudringen. Eisenbahnzüge waren schon immer das ideale Requisite für Motion und Emotion; keiner wusste das besser als Alfred Hitchcock, der es mit Genuss nutzte («The Lady Vanishes»). Der Koreaner Bong Joon-ho, der mit seinem Monsterspass «The Host» (2006) seinen Hang zu originellen Plots bewies, steigerte sein Faible für ungewöhnliche Verrücktheiten mit «Snowpiercer», der Arche, die durch die Eiswüste rast.

Das Irre an Bong Joon-hos jüngstem Genre-Opus ist seine Mischung aus dystopischer Action und Momenten kritischer Dispute zwischen Macht und Manipulation, Aufstand und Ver-

rat. Vor allem visuell entwickelt die Hölle auf Rädern einen suggestiven Sog; schon wegen des Drangs nach vorne. Die Besetzung (Tilda Swinton, John Hurt, Jamie Bell etc.) ist zudem vorzüglich. Harvey Weinstein, das Traumfabrik-Schlachttross, kaufte die Vertriebsrechte und verlangte eine Kürzung von fast dreissig Minuten. Seine Begründung: Der Film «sei zu intelligent fürs US-Publikum». Bong Joon-ho weigerte sich, und Weinstein gab den Film nicht frei. Inzwischen hat «Mr Scissorhands», seine sture Haltung aufgegeben. Der Film läuft ungekürzt. ★★★★★

Weitere Premieren

La belle et la bête — Mit dem poetischen Klassiker von Jean Cocteau hat die jüngste Verfilmung des romantischen Märchens von Gabrielle-Suzanne de Villeneuve herzlich wenig zu tun. Was Regisseur (und Autor) Christophe Gans («Le pacte des loups») hier für knapp fünfzig Millionen Euro auf die Leinwand wuchtet, ist eine gigantische Trickmaschine, wenn auch durchaus nahe an der literarischen Vorlage. Gans will alles auf einmal: Fantasy à la «Hobbit», Heroisches à la «Clash of the Titans» und Verwunschenes à la «Twilight». In diesem Bombast mit Vincent Cassel und Léa Seydoux versickert die Liebespoesie zwischen Animalischem und Entrücktem, Triebhaftem und Sublimiertem hoffnungslos. ★★★★★



Entrückt: «La belle et la bête».

Fragen Sie Knorr

Zum 450. Geburtstag Shakespeares würde mich interessieren, wie viele Verfilmungen es eigentlich gibt? M. W., Reinach



Neben den über 360 originalgetreuen oder ziemlich originalgetreuen Filmversionen, gibt es geschätzte hundert sogenannte modernisierte Versionen. Zahllos sind jene, die sich auf Shakespeare stützen («West Side Story», «House of Cards»). Seine dramatische «Regellosigkeit» und Fantasie bleiben die wichtigste Inspirationsquelle für Auto-

One Chance — Durch die Castingshow «Britain's Got Talent» wurde er zur Berühmtheit, der Pummel Paul Potts (James Corden) mit der sagenhaften Stimme. Damit die Verfilmung seiner Vita nicht nur im Heimatland auf Interesse stösst, wurde daraus eine typische, aber sehr liebe Aufsteigerstory eines ewig gehänselten Underdogs aus walisischem Arbei-



Hommage ans Fernsehen: «One Chance».

termilieu. Der Opernfan von Kindesbeinen an, hat es natürlich erst nicht leicht, kann sich einen Kurs an der Opernschule in Venedig ersparen, wird von Luciano Pavarotti dort abgekanzelt, fällt in eine Depression, wird von Freundin und Freund wieder aufgerichtet und feiert in der Show seinen Triumph. Das ist sympathisch gemacht, aber vor allem eine Hommage an die demokratische Kraft des Fernsehens. ★★★★★

Muppets Most Wanted — Die beliebten Kult-Puppen gehen auf Europatournee unter der Führung eines bösen Impresarios (Ricky Gervais). Der will mit Hilfe des Gangster-Froschs Constantine europäische Museen ausrauben. Und weil sich der Bad-Guy-Frog und Kermit zum Verwechseln ähnlich sind, wird Kermit zum Kriminellen gemacht. Es wird viel Filmgeschichte zitiert und mit der Verwechslung herumgespielt, aber so richtig zünden will das Ganze nicht. Ein eher nasser Knallfrosch. ★★★★★

ren – mit verrückten Blüten. Zu den exzentrischsten «Hamlet»-Versionen gehört der Italowestern «Quella sporca storia nel West» (1968); die schrillsten Shakespeare-Filme fabrizierte die Trash-Produktion Troma; von «Tromeo and Juliet» (1996) bis «Shakespeare in ... and Out» (1999). Auch Softpornos («The Secret Sex Lives of Romeo and Juliet», 1969) gibt's. Dafür darf man dankbar sein, dass Joseph Goebbels' antisemitischer «Kaufmann von Venedig» nicht entstand.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Intellektueller Shitstorm

Von Rico Bandle

Erst nach einer halben Stunde ging diese Ausgabe des «Literaturclubs» richtig los, als Sibylle Lewitscharoffs Roman «Killmouky» zur Diskussion kam. Das Buch wäre kaum ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt, hätte die Autorin vor einigen Wochen nicht eine Rede gehalten, in der sie die heutige Reproduktionsmedizin mit der «Menschenzucht» im Nationalsozialismus verglich und Retortenkinder als «Halbwesen» bezeichnete. Das Feuilleton war im Kollektiv entrüstet und erklärte sie zur Unperson wie zuvor Thilo Sarrazin («Deutschland schafft sich ab»).

Die Szene liebt solche Lewitscharoff/Sarrazin-Skandalchen: Wochenlang können sich Feuilletonisten darüber ereifern, dass diese Person etwas gesagt hat, was man nicht sagen darf. Die «Literaturclub»-Diskussion zeigte im Kleinen, wie ein solcher Intellektuellen-Shitstorm abläuft. Elke Heidenreich zog erst über das Buch dieser «dusseligen schwäbischen Hausfrau» her («Ich habe selten ein so dämliches, überflüssiges, schlecht geschriebenes und verquatschtes Buch gelesen»), dann auch noch über ihre Aussagen zur Leihmutterchaft («Wie blöd muss man sein»). Dass eine solche Frau bedeutende Preise erhalte, zeige, «wie krank und kaputt» die deutsche Literaturszene sei. Das Saalpublikum applaudierte kräftig, alle schienen sich über die verabscheuenswürdige Gesinnung der Autorin einig. Bis der Literaturwissenschaftler Rüdiger Safranski in seiner unaufgeregten Art darauf hinwies, was eigentlich Lewitscharoffs Punkt war: dass die Leihmutterchaft eine fragwürdige Sache sei. Er sei in diesem Punkt voll mit ihr einig, auch wenn ihre Wortwahl grenzwertig gewesen sei.

Alle waren sprachlos. Safranski hatte die künstliche Empörung der Tugendwächter in aller Ruhe als solche enttarnt. Wenig später dasselbe: Safranski weigerte sich bei Heidegger, in den Chor der Antisemitismus-Empörten einzustimmen. Er analysierte die umstrittenen Aussagen des Philosophen differenziert, ganz ohne den modischen Moralismus. Bei ihm applaudierte niemand.

Literaturclub: 22. April, 22.20 Uhr, SRF 1

Tourist in Moskau

Unterwegs in der aufregenden russischen Hauptstadt.
 Von Hildegard Schwaninger



Wo einst Pussy Riot tobten: Medwedew, Gattin Swetlana, Putin, Sobjanin in der Christ-Erlöser-Kirche.

Kann man momentan als Tourist nach Moskau reisen? Ja, unbedingt! Moskau ist eine atemberaubende, aufregende, grossartige Stadt! Die Menschen haben schnell Angst und sind auf ihre Sicherheit bedacht, und so haben diverse Schweizer Reisegruppen ihre Moskau-Trips abgesagt. Dabei ist die Ukraine, wo das Säbelrasseln stattfindet, 1500 Kilometer entfernt, mehr als zehn Zugstunden.

Ich war über Ostern in Moskau, es war eine gute Wahl, schon wegen des Wetters. Es war sonnig und warm. Ich war Gast im Hotel «Metropol», das jetzt fest in Schweizer Hand ist (abgesehen vom Besitzer, **Alexander Klyachin von Azimut**). **Michel Rey** ist Verwaltungsratspräsident, **Dominique Godat** Hoteldirektor. Das historische Hotel, 1901 erbaut, liegt an bester Lage. Der Rote Platz ist fünf Minuten entfernt, das Bolschoi-Theater drei, man sieht es vom Hotelzimmer aus. Und **Gérard Depardieu** wohnt auch hier. Maxim, der Hotelchauffeur, fährt ihn oft zum Flughafen und ist begeistert von der Aura des Neu-Russen. Mit Blini mit Kaviar, Lachs und Sauerrahm stärkt man sich am Frühstücksbuffet für den Tag in der russischen Metropole.

Das Stanislawski-Theater liegt in Gehdistanz zum «Metropol» (fünfzehn Minuten), dort wird Tschaikowskys «Eugen Onegin» gespielt, vor dem Theater steht **Teddy Gerstel**, der Sängergagent aus Zürich. Seine Freundin **Elena**

Maximowa singt die Olga. Bald wird die Mezzosopranistin aus Perm im Zentrum der St. Galler Festspiele stehen. Als Titelheldin in «La favorite» von **Gaetano Donizetti** (in St. Gallen wird die französische Fassung gespielt). Eine Woche vorher war **Alexander Pereira** im Stanislawski-Theater: an der «Aida»-Premiere, einer Inszenierung von **Peter Stein**, die Pereira an die Mailänder Scala bringen wird. Der designierte Intendant plant, dass dort während der Expo 2015 jeden Abend eine Vorstellung stattfindet; eröffnen wird er seine Ära mit «Fidelio».



Bald in der Schweiz: Sängerin Maximowa.

Das Bolschoi-Theater, seit Oktober 2011 nach sechs Jahren Renovation in grandiosem Glanz und vergleichbar mit den schönsten Theatern der Welt, zeigt einen «Boris Godunow» aus

dem Jahr 1948. Die Inszenierung, aufgefrischt und perfekt, wurde bisher 449-mal gespielt.

Sogar **Wladimir Putin** war für die Touristin sichtbar. In der Auferstehungsmesse der Christ-Erlöser-Kirche (da, wo Pussy Riot tobten) war er zwei Stunden lang auf dreissig Meter Distanz zu beobachten (die russisch-orthodoxen Gottesdienste dauern lang ...). Er stand zwischen **Swetlana Medwedewa**, der Frau von **Dmitri Medwedew** (laut Wikipedia ist er mit 1,62 Metern noch kleiner als Putin, der seine Körpergrösse mit 1,70 angibt) und dem Bürgermeister von Moskau, **Sergei Sobjanin**, der wiederum riesig ist. Er ist, wie Putin, frisch geschieden. Putin hatte sich zwei Tage vorher beim grossen Fernsehauftritt den Fragen der Bürger gestellt. Da wurde auch gefragt, wann es wieder eine First Lady geben werde. (Ganz Russland weiss, dass Putin mit der Kunstturn-Olympionikin und Duma-Abgeordneten **Alina Kabajewa** liiert ist, mit der er auch zwei Kinder haben soll; in den Medien wird dies nicht thematisiert.) Putins Antwort: Er werde erst heiraten, wenn seine Ex-Frau **Ljudmila**, von der er seit einem Jahr geschieden ist, wieder verheiratet sei. Das sei für ihn eine Frage des Respekts.

Die russischen Frauen – ein unerschöpfliches Thema. Sie sind schön – und in beängstigender Überzahl. Wer je in Moskau im Theater war, hält nicht für eine Übertreibung, was manche behaupten: dass in Russland auf einen Mann sieben Frauen kommen. Ganze Sitzreihen



Eröffnet mit «Fidelio»: Intendant Pereira.

hen in den Konzertsälen und Theatern – nur Frauen. Viele Frauen sind umwerfend. Sie müssen sich optimieren, bei dieser Konkurrenz. Jede nutzt ihr ganzes Waffenarsenal und macht sich so schön, wie sie nur kann.

Es gibt weitere Argumente für eine Reise nach Moskau. Der angenehme Zeitunterschied von zwei Stunden. Man ist putzmunter am Abend (ganz anders als in New York, wo man, bei sechs Stunden Zeitunterschied, im Theater immer einschläft). Das zweite Argument: Der Rubel ist niedrig; man bekommt viel für sein Geld.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Auf den Mond schiessen

Die Produzentin Amiira Ruotola, 47, und der Drehbuchautor Greg Behrendt, 50, wurden – bevor sie einander fanden – verlassen und haben umgekehrt andere auf den Mond geschossen.



«Irgendwann die Polizei»: Paar Berendt-Ruotola.

Greg: Das Allerschlimmste beim Verlassen werden ist, dass man sein ohnehin geschundenes Herz in den Schmutz zieht und den letzten Rest seiner Würde verliert. Erster Fehler: Man sieht den Tatsachen nicht ins Auge. Die Frau hat bereits Sex mit einem andern und lebt mit dem Trottel zusammen. Aber man will es nicht glauben. Zweiter Fehler: Man besäuft sich und ruft die Ex an. Dritter Fehler: Man idealisiert die vermeintliche Spitzenfrau, macht ihr die aberwitzigsten Komplimente und schwört, noch nie jemanden dermassen geliebt zu haben. Resultat? Die Angebotete lacht sich gemeinsam mit dem neuen Lover schlapp und verständigt irgendwann die Polizei.

Amiira: Ich war genauso schlimm, eigentlich noch schlimmer. Nicht nur litt ich unter einer demoralisierenden, ungesunden Beziehung, ich kehrte auch noch zu diesem Mann zurück. Ich hatte einen Spitzenjob, tolle Klamotten, viel Selbstbewusstsein und wunderte mich über mich selbst. Während Männer im Grunde ihres Herzens nie verstehen können, wieso ein toller Hecht wie sie auf den Mond geschossen wird, plagen sich verlassene Frauen tendenziell eher mit Schuldgefühlen im Stil von: «Hätte ich ihm nicht doch jeden Abend ein warmes Essen auf den Tisch stellen müssen?» Beide Strategien sind sinnlos, und der Weg zur

Erkenntnis – es heisst Schluss, weil dann Schluss ist! – bleibt hart.

Greg: Eines Morgens erwachte ich in meinem Bett, neben mir lag etwas. Ich griff danach und fragte hoffnungsvoll: «Na? Gut geschlafen?» Es handelte sich nicht um eine Frau, sondern um eine blinkende Verkehrslampe, die ich trunken auf dem Nachhauseweg mitgeschleppt hatte. Da war der Tiefpunkt erreicht, und ich begann mich wieder zu duschen und zu rasieren. Bald darauf lief mir eine Spitzenfrau über den Weg: Amiira.

Amiira: Die Rückfälligkeit, also das, was sich alle Verlassenen eigentlich wünschen, nochmals eine Chance zu erhalten, ist das Allerdümmste, weil man automatisch in die Hölle des Schmerzes zurückkatapultiert wird, aus der man sich soeben sehr mühsam befreit hat. Das zweite Ende war noch schlimmer als das erste: Ich zog aufs Land, legte mir Hunde und einen Keller voll Pinot grigio zu. Ich wurde verlassen, habe aber auch jemanden verlassen. Beide Erfahrungen waren traumatisierend, die zweite, weil mich derjenige, den ich nicht mehr wollte, monatelang verfolgt hat. Darum lautet mein Ratschlag an alle: Weint jeden Tag in die Kissen, stellt Dummheiten an, aber akzeptiert die Entscheidung des anderen beim ersten Mal.

Greg: Dass auch das Schlussmachen an gewisse Regeln geknüpft ist, die dem anderen die getroffene Entscheidung erleichtern, glaube ich nicht: Es ist egal, ob einem das Ende per SMS oder rücksichtsvoller in einem langen Gespräch mitgeteilt wird. Wie gross die Katastrophe wird, hängt vom eigenen Verhalten ab.

Amiira: Nicht vergessen: Die Zeit heilt tatsächlich Wunden. Logisch bin ich heute glücklicher als jemals zuvor. Mit einem wunderbaren Mann, der mich vergöttert, und zwei Töchtern, die ich sehr liebe.

Greg: Was würdest du tun, wenn ich mich – rein hypothetisch – trennen wollte? Ins Kissen weinen?

Amiira: Wohl eher würde ich den Dolch zücken, der unter dem Kissen versteckt ist.

Greg Behrendt, Amiira Ruotola-Behrendt: «Schiess ihn einfach auf den Mond». Blanvalet

Protokoll: Franziska K. Müller

Talk zur Freiheit

Von *Andreas Thiel* — Winkelried im Fernsehen als Talk-Gast.

Moderator: Herr Winkelried, wie erleben Sie die Freiheit heute?

Winkelried: Es scheint mir, der Kampf für die Freiheit sei schwieriger geworden. Man stirbt nicht mehr für die Freiheit, sondern wird bloss noch dafür gebüsst.

Moderator: Aber das ist doch schon mal ein Fortschritt.

Winkelried: Ich weiss nicht. Man bezahlt für den Freiheitskampf nicht mehr mit seinem Leben, sondern mit seinem Vermögen. Und ohne Geld kann man aber auch nicht leben. Das Sterben für die Freiheit wird einem genauso verwehrt wie das Leben in Freiheit.

Moderator: Heisst das, man kann sich den Kampf für die Freiheit heute gar nicht mehr leisten?

Winkelried: Wegen der Unmenge an Gesetzen ist die Freiheit etwas geworden, was sich nur noch reiche Menschen leisten können.

Moderator: Aber dies ist ein freies Land. Jeder kann doch für die Freiheit kämpfen, wo und wann er will.

Winkelried: Die Frage ist nicht, ob er will, sondern ob er kann. Je höher die Bussen, desto desaströser der Kampf für die Freiheit. Freiheitsliebende Menschen werden nicht mehr verurteilt und hingerichtet, sondern bloss noch verurteilt.

Moderator: Zu einer Geldstrafe.

Winkelried: Genau, und da das Geld nicht im Blumentopf wächst, muss der Verurteilte für das Geld arbeiten gehen. Bei einer Busse handelt es sich also um eine verdeckte Form von Zwangsarbeit.

Moderator: Zwangsarbeit? Übertreiben Sie da nicht?

Winkelried: Ganz und gar nicht. Der Mensch von heute ist im eigentlichen Sinne ein Sklave. Und Sklaven sterben langsam, gebrochen, anonym und ohne Stolz. Hier werden Freiheitskämpfer mit Zwangsarbeit langsam zu Tode geschunden. Wenn ich damals geschrien hätte: «Männer, sorgt für mein Weib und mein Kind, ich werde diese Busse bezahlen», denken Sie, dann hätte sich irgendjemand um meine Familie gekümmert?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Entzauberte Darlings

Exzentrische Mode-Blogger wie Bryanboy sollten als Retter der Modekritik das Establishment unterlaufen. Die Euphorie ist verfliegen. Von Jeroen van Rooijen



Digitale Inflation: Fashion-Blogger Brianboy.

Das *seating* einer Modeschau ist ein komplexes Thema. Wer wo und neben wem sitzt, sagt viel darüber aus, wie dienstfertig der betreffende Mitarbeiter eines Mediums für die einladende Marke während des letzten halben Jahres war. Minimale Verschiebungen in dieser Sitz- und Hackordnung sind also immer entweder Hinweise auf grössere redaktionelle Veröffentlichungen oder auf schwere Zerstörungen (z. B. kritische Rezensionen). Im ersten Fall rutscht man eine Reihe vor, im zweiten nach hinten, dazu verliert der Titel ein paar Anzeigenseiten. Kritik ist für Modejournalisten also ein beträchtliches Risiko. So mancher, der bei Giorgio Armani das Gähnen nicht unterdrücken konnte, sass in der Saison darauf drei Reihen weiter hinten.

Besser ist es also, zu schweigen, wenn einem etwas missfällt. Noch besser ist es aber, immer und überall zu jubeln. So, wie es die Mode-Blogger in der Regel tun, die vor wenigen Jahren als *fresh kids* auf den Plan traten und mit ihren digitalen Reflexionen zum Geschehen auf dem Laufsteg schnell zu Superstars wurden. Allein die Tatsache, dass sie begeisterungsfähig und modehungrig waren, machte sie zu den neuen Darlings der Branche. Bloggern war in der Regel jede noch so missglückte Show ein *OMG* («Oh my God!») oder zumindest das unverbindliche Allerwelts-Modeadjektiv *strong* wert.

Das Fashion-Establishment sah sich bedroht und rief selbst Dutzende von Kanälen ins Leben, auf denen ihre Mitarbeiter nun mitjubeln. Jeder, der auch nur halbwegs auf den Laufsteg sieht, postet Live-Bilder davon. Doch die digitale Inflation hat zur Abstumpfung geführt. «The Golden Era of «Fashion Blogging» Is Over», stellt das *NY Magazine* fest und schreibt: «Die meisten Mode-Blogger wollen die nächste Anna Wintour sein, statt sie überflüssig zu machen.»

Die erste Generation der Mode-Blogger – Scott Schuman, Brian Yambao, Susanna Lau oder Tommy Ton – hatte noch eine eigene Meinung und kam mit dem erfrischenden Blick zu Weltruhm. Doch die Pioniere haben eine Legion von Nachahmern auf den Plan gerufen. Mit wichtigen Kameras und exzentrischen Outfits sassen sie plötzlich da – und wurden oft selbst das Motiv, auf das sich ihresgleichen stürzt. Doch dann wurden die Kids mit Luxusreisen, exklusiven Einladungen, Gratisklamotten und Umsonst-Handtaschen von den PR-Profis der Marken in die Pflicht genommen – und damit überflüssig gemacht.

Mode-Blogger generieren zwar *instant hits*, also blitzschnelle Aufmerksamkeit, doch verbreiten sie kaum je eigene, originelle Meinungen. Ihre Schnappschüsse sind selten besser als die Fotos der Profis, die am Ende des Laufstegs abdrücken. Und ihre Kommentare sind inzwischen so beliebig und brav wie die der etablierten Modejournaliste, die sich lieber die Zunge abbeisst, als ein gutes *seating* zu riskieren.

Die haben den Dreh raus

- 1 Es gibt komplexe Maschinen, um einen Korken aus der Flasche zu holen. Der wahre Feinschmecker lässt solche Spielereien aussen vor und greift zum Besten, was man hierfür besitzen kann: das klassische Kellermesser. Zum Beispiel das filigrane Modell «Excellent» von **Leopold**. Seine neutrale Oberfläche aus satiniertem Edelstahl verleiht dem Gerät etwas von einem Chirurgenbesteck. 21 Franken. www.galaxus.ch
- 2 Ein Weinkenner, der nicht mindestens ein Sommelier-Messer von **Laguiole** aus Frankreich sein Eigen nennt, ist ein Hochstapler. Das elegant geschwungene Werkzeug hat Griffschalen aus Olivenholz, die fast so schön altern wie ein guter Tropfen. Es gibt Varianten mit Büffelhorn, Palisander oder echtem Bein. Ab 179 Euro. www.laguiole-attitude.com
- 3 Nicht ohne einen Grund wird das Modell «WT-110» von **Screwpull** auch «Waiter's Friend» genannt. Dank dem patentierten Zweistufen-Hebel ohne Gelenk gelingt es mit ihm auch einem motorisch durchschnittlich begabten Menschen leicht, einen Wein zu entkorken. Der Hebel ist aus Edelstahl, der Griff aus Kunststoff und die Spirale ist antihafbeschichtet. 19 Franken. www.gostomundo.ch
- 4 Auch das ist eine Option von zeitloser Richtigkeit und macht sich gerade auf der Jacht oder auf dem Campingplatz gut: Das klassische Schweizer Offiziersmesser von **Victorinox** in der «Waiter»-Version, die unter ihren neun Funktionen sowohl einen Kapselheber wie auch einen Korkenzieher hat. Es kostet bescheidene Fr. 12.90. www.victorinox.com



Tee für Bildungsbürger



Wie die Werke von Goethe.

«Einfach ist am schwersten», lautet der Leitsatz des heute 72-jährigen deutschen Produktdesigners Tassilo von Grolman, der sich 1984 die inzwischen hunderttausendfach gefertigte Teekanne «Filio» für Mono Tischkultur ausdachte. Der Entwurf ist so simpel wie funktional: In der halbkugelförmigen Kanne aus hitzebeständigem Glas, das in einem Gestell aus verchromtem Edelstahl hängt, liegt ein fast ebenso grosses Sieb, in dem der Tee sein Aroma optimal entfalten kann. Und weil die Kenntnis über Qualität und Zubereitung heute zum Repertoire des Bildungsbürgers gehört wie die Werke von Goethe, steht dieser moderne Klassiker heute in jeder ambitionierten Küche.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Wie viele Parfüms soll ein Mann denn haben, und sollte er nicht jedem Duft mindestens fünf Jahre treu bleiben? V. K., per E-Mail



Beständigkeit, Beharrlichkeit und Konsequenz sind tatsächlich oft eher Indizien für guten Stil als zu viele modische Launen. Andererseits: Düfte sind auch etwas, mit dem man – bitte immer subtil! – Stimmungen anzeigen kann. Insofern ist ein etwas grösseres Vokabular nicht schlecht. Das nachfolgende wäre das Minimum für meine Begriffe: 1. ein frisches, eher sommerliches Cologne fürs Weekend; 2. ein etwas herberes Pendant dazu für die kalten Tage; 3. ein etwas mystischerer, abendlicher Duft zum Ausgehen; 4. ein seriöser Klassiker fürs Business; und 5. ein intensiver Exot für wilde Launen, in denen man etwas mehr wagen möchte. Die Parfümerie Ihres Vertrauens hat sicher konkrete Namen dazu.

Mit dieser Ausgabe endet die Serie von Jeroen van Rooijen in der *Weltwoche*.

Bombe von Down Under

Von Peter Rüedi



In diesen Zeiten der zunehmenden Globalisierungsskepsis haben viele ein zunehmendes Misstrauen gegenüber Grösse überhaupt entwickelt. *Small is beautiful*; und *too big to fail* ist allenfalls für Bankriesen eine Versicherung, für den schlichten Steuerzahler aber eine Bedrohung. Erst recht, wo's um kulturelle Werte geht oder um natürliche, im Weinbau zum Beispiel; da ist der Diskurs in der Enge schon wieder ein Privileg und das Glück im Winkel ein Ideal, bis hin zu skurrilen Idyllen: das Weingärtlein von Jean Pauls Schulmeisterlein Wutz, sozusagen. Die Bedenkenräger sind im Vormarsch, die politisch korrekten Wächter einer Weltharmonie, an die sich die Natur noch nie gehalten hat. Da wird mir der pflichtvergessene Konsument schon fast wieder sympathisch, der sich den Teufel um Ideologie schert und trinkt, was ihm schmeckt. Wobei ich die Kirche nicht aus Chambertin abtransportieren will: Auch für mich stammen einige der grössten Weine der Welt zweifellos aus naturnaher (wenn nicht biodynamischer) Produktion und kleinen Verhältnissen – denken wir nur an die burgundischen Nonplusultras von Leroy. Allerdings wäre es dumm, in der Jahresproduktion des (sagen wir) australischen Weinriesen Penfolds (10 Millionen Liter von 7000 Hektaren) nur Verachtenswertes zu vermuten. Seine Ikone «Grange» ist weltweit ein Superlativ, und etliche andere aus der Riesenpalette auch.

Nehmen wir den vergleichsweise bescheidenen «Kalimna Shiraz Bin 28» (Bin = Block). Zugegeben, nach europäischen Vorstellungen ist ein Wein, der nach einem einzelnen Rebberg benannt, in Wahrheit aber ein nicht einmal auf das Barossa Valley beschränkter Blend ist, ein Paradox: ein Schlag gegen alle Vorstellungen von Terroir-Typizität. Aber er schmeckt, etwa in der mir privilegiert vorliegenden Ausgabe 1998, grossartig: fleischig, aber nicht plump; voll dunkler Frucht, mit Holz-, Röst-, Schokolade- und Rauchnoten, feinen Tanninen. *Not my cup of tea*, grundsätzlich. Aber nach seinen eigenen Massstäben (und meinen in diesem Fall adjustierten) fast vollkommen.

Penfolds: Kalimna Shiraz Bin 28. 14%. Rutishauser Barossa. 2007 (wenige Flaschen): Fr. 32.90; 2010 (!) und 2011: Fr. 29.90. www.rutishauser.com

Bündner für die Welt

Andreas Caminada ist das kulinarische Aushängeschild der Schweiz, ein Botschafter mit Geschmack. Von David Schnapp



Auf jugendliche Art unpräzise: Spitzenkoch Caminada und sein schmuckes Schloss.

Anfang dieser Woche wurde in London die zwölfte jährliche Liste der «World's 50 Best Restaurants» verlesen. Der Wert dieser Rangordnung darf diskutiert werden, möglicherweise gehören nicht alle Lokale darauf zu den allerbesten. Aber zumindest gehören sie zu jenen, die im Gespräch sind. Mit beharrlicher Beständigkeit hält sich trotz wachsender Konkurrenz Andreas Caminada in der Restaurant-Hitparade (2014 auf Rang 43), über die die Welt spricht. Der Bündner ist Koch-Avantgardist, Küchen-Pin-up und Kulinarik-Botschafter der Schweiz in einem. Zeit für einen Besuch und für eine kurze Lobrede.

Eine Zitrone ist eine Zitrone

Vor zehn Jahren ging Caminada das Risiko ein, in einem schmucken Schloss fern grosser Zentren ein Restaurant zu eröffnen. Im Rückblick staunt man fasziniert, was dem multitalentierten Bündner in wenigen Jahren gelungen ist. Caminada hat mitgeholfen, die Art, wie man «schön und gut essen gehen» definiert, umzugestalten. Sein Restaurant ist elegant, aber auf jugendliche Art unpräzise, sein feines, breites Gespür für Formen, Farben und Materialien beginnt bei der Inneneinrichtung, geht über das Geschirr und endet auf den Tellern, wo der modernistische Koch mit solidem klassischen Fundament einen unverkennbaren (oft kopierten, kaum erreichten) Stil entwickelt hat.

Es gab eine Zeit, da waren Caminada-Gerichte, um mich gleich unbescheiden selbst zu zitieren, «fast puppenstubenhaft fein» (*Weltwoche* Nr. 39/2011) präsentierte Kunstwerke, oft verteilt auf eine schwer überblickbare Anzahl Teller, Schalen und Schälchen. Heute ist ein geschärfter Stil zu beobachten. Zwar werden Produkte wie die edelsaure Amalfi-Zitrone (mit Heilbutt) oder schlichte Zwiebelgewächse (mit Rindsentrecôte) immer noch «durchdekliniert» («Gault Millau»). Insgesamt aber wirken die aktuellen «Schauenstein»-Kreationen äusserst präzise, befreit von dekorativen Zugaben und nur dargereicht mit dem Ziel, den klaren Geschmack einer Jakobsmuschel mit Karotte, einer Forelle mit Gurke oder eben einer Zitrone zu Fisch herauszuarbeiten.

Es ist eine überzeugende Vorstellung, welche das mittlerweile über dreissig Leute umfassende Ensemble von Caminada abgibt. Der Service ist so gut wie die Küche, die Patisserie State of the Art, und der Gast geht nach Hause mit der wohligen Überzeugung, in einem der besten Restaurants der Welt gegessen zu haben.

Restaurant Schloss Schauenstein,
Schlossgasse 1, 7414 Fürstenaun;
www.andreasaminada.com; Tel. 081 632 10 80.
Montags bis und mit mittwochmittags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf
www.dasfilet.ch



Auto

Leise fällt auf

Interessante Autos haben entweder einen sehr grossen oder einen sehr kleinen Motor: zum Beispiel der BMW i3. *Von David Schnapp*

Es passiert mir in der Schweiz selten, dass Leute die Daumen nach oben strecken, um ihre Begeisterung für das Fahrzeug auszudrücken, mit dem ich an ihnen vorbeifahre. In Deutschland haben sie ein unverkrampfteres Verhältnis zum Automobil, man bekommt an der Tankstelle auch mal ein Kompliment für das schöne Blau, in dem der Wagen lackiert ist. Als ich aber im BMW i3 lautlos durch Zürich rollte, standen zwei Arbeiter im blauen *Übergwändli* hinter einem Zaun, lachend die Fäuste mit erhobenen Daumen vorzeigend. Leise fällt auf – und gefällt.

BMW i3+

Leistung: 170 PS, Hubraum: 647
Höchstgeschwindigkeit: 150 km/h
Preis: ab Fr. 39 950.–; Testwagen: Fr. 61 350.–



Der elektrische BMW i3 ist der zurzeit vielleicht aufregendste Wagen auf den Strassen. Klar, der Tesla Model S ist auch interessant. Allein: Mit dem i3 hat erstmals einer der Grossen im Automobilgeschäft ein umfassendes Konzept für ein Elektrofahrzeug vorgelegt. Man hat Milliarden in die Entwicklung investiert, etwa in die Fertigung von Karbon, dem ultraleichten Faserverbundstoff, aus dem der i3 grösstenteils gebaut ist und dank dem er auf ein Leergewicht von nur 1195 Kilogramm (1315 mit Range Extender) kommt. Wer einen i3 besitzt, der für Kurzstrecken gedacht ist, bekommt einen herkömmlich betriebenen Kombi ausgeliehen, falls er mehr Raum und Reichweite für die Ferien benötigt.

Man will ihn haben

Vor allem eines haben die BMW-Entwickler begriffen: Wer ein Auto verkaufen will, das zwar ökologische Vorteile, aber gewichtige Nachteile wie die kleine Reichweite bringt, muss dafür sorgen, dass das Auto cool ist. Es muss etwas Besonderes sein, etwas, was Leute, die gerne das Neueste zuerst haben, unbedingt wollen. Der BMW i3 ist genau so etwas.

Mit seiner frechen Linienführung, die sich im Innenraum fortsetzt – und da bisweilen etwas irritiert –, fällt der Kleine als «fahrender Würfel» sofort auf. Warum man dann – bei so viel Innovation und neuen Formen – die banalen Blinkerhebel aus dem BMW 3er verbaut hat, leuchtet nicht ein. Mit dem i3 unterwegs zu sein, macht Freude. 250 Newtonmeter Drehmoment stehen sofort zur Verfügung, und um Strom zu sparen, reiht man sich auf der Autobahn rechts bei den Lastwagen ein, fährt nicht

Der elektrische BMW i3 ist der zurzeit vielleicht aufregendste Wagen auf den Strassen.

schneller als 90 km/h und geniesst die Landschaft. Mit gedrosseltem Tempo und ausgeschalteter Klimaanlage kam ich mit einer Batterieladung 160 Kilometer weit. Das reicht nicht überallhin, deswegen empfiehlt sich der Range-Extender, ein kleines, lautes Motörchen für den Fall, dass einem der Strom ausgeht.

Auf offener Strecke liegenzubleiben, ist die Angst, die manchen plagt, der an Elektrofahrzeuge denkt. Sie ist nahezu unbegründet. Erstens hat man im i3+ das Motörchen, zweitens findet sich überall eine Steckdose, und drittens lassen sich Notfallszenarien mit etwas cleverer Planung fast ausschliessen.



«Lebende Bilder»: Star-Landschaftsarchitekt Enea, 49.

MvH trifft

Enzo Enea

Von Mark van Huisseling — Wie steigt man auf vom Gärtner mit zwei Mitarbeitern zum «Picasso der Gärten»?

Wann bist du heute aufgestanden?» – «Um Viertel vor sechs.» – «Du hast also ausgeschlafen, sozusagen.» – «Ja, weil ich grade aus China retour komme, hat's gepasst.» – «Aber an deinen langen Arbeitstagen hat sich nichts geändert, oder?» – «Es ist ein Ablauf, den man nicht anders organisieren kann. Es gibt zu viele Details, mit denen ich mich beschäftigen muss. Die Tage sind, wie sie sind. Und ich unterscheide nicht mehr zwischen Arbeit und dem Leben, ich lebe nur noch.» – «Du bist der CEO einer Firma mit 200 Leuten. Ich kenne wenige CEOs von mittelgrossen Firmen, die die erste Verabredung um 6 Uhr haben, bei dir ist das normal.» – «Nein, das ist nicht normal. Ich hab mir angewöhnt, Sport zu machen um 6 Uhr, eine Stunde lang.» – «Was hast du in China gemacht?» – «Ich habe ein Projekt in Peking mit Tadao Ando [japanischer Architekt, Gewinner des Pritzker-Preises und «Meister des Minimalismus», SRF]. Es gibt ein «Bulgari»-Hotel und zwei Wolken-

kratzer im Botschaftsviertel.» – «Nichts gegen deine Ausstrahlung, aber haben die keine Gärten in China?» – «Wir haben einen Wettbewerb gewonnen, eine internationale Ausschreibung.» – «Die Chinesen haben doch eine eigene Gartenkultur ...» – «Ja, eine 2000 bis 3000 Jahre alte, schöne Gartenkultur.»

Enzo Enea, 49, übernahm vor mehr als zwanzig Jahren vom Vater, einem toskanischen Einwanderer, einen Zwei-oder-so-Mann-Gartenbaubetrieb. Heute ist er der «Picasso der Gärten» (*Persönlich*), ein «Visionär und Künstler» (*Sonntagszeitung*) beziehungsweise der «Baumflüsterer» (*Welt.de*). Er ist etwa verantwortlich für Tina Turners Park, auch deshalb wurde er als «Gärtner der Stars, Star der Gärten» beschrieben (von mir; ich habe ihn für *Vanity Fair*, deutsche Ausgabe, porträtiert – «Der Garten Enea» war eine meiner besten Überschriften, die es nie ins Heft schafften). Seine Gärten sind Ausdruck davon, dass es der Auf-

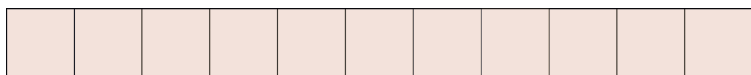
traggeber geschafft hat, im Leben allgemein sowie im Besonderen, Enea, erstens, zu bekommen und, zweitens, zahlen zu können. Ausserdem hat er ein «Museum» mit 150 Bäumen auf zehn Hektaren Land über dem Zürichsee, das zum Kloster Wurstbach gehörte. Das Baummuseum/der Park sind eine Reise nach Jona wert (ohne Voranmeldung zu besichtigen).

«Bist du der erfolgreichste Gärtner der Schweiz?» – «Ich bin Landschaftsarchitekt von Beruf.» – «Gärtner hörst du nicht gern?» – «Doch, ich bin auch Gärtner, aber ich arbeite ja nicht als Gärtner, ich mache die Planung und das Design. Und einen Baum zu setzen, ist für mich das Zuckerbrot.» – «Bist du der erfolgreichste Landschaftsarchitekt?» – «Das weiss ich nicht. Ich bin einer, der eine kompakte Firma hat, die plant und baut – die Schreiner, Elektriker, Sanitär plus den ganzen Apparat bieten kann, das ist etwas, was wenige haben.» – «Und der fleissigste bist du wahrscheinlich auch.» – «Das möchte ich auch nicht sagen. Der Fleiss kommt durch die Passion. Ich sage nicht: «Jetzt muss ich aufstehen, um zu arbeiten und zu geschäften.» Sondern, weil mich die Passion treibt. Fleissig ist für mich einer, der viel rechnet oder schreibt ... Meine Arbeit kann man eher vergleichen mit einem, der malt oder Gedichte schreibt, der ist auch immer dran. Ich mache lebende Bilder.» – «Aber du bist ein *Chrapfer*.» – «Nein, das finde ich nicht. Ein *Chrapfer* ist einer, der eine Firma führt, die etwas produziert. Für mich ist es mehr ein Kreieren, wie ein Bach, der fliesst. Es entgeht mir nicht, ob die Trauerweide das Wasser küsst, das kann ein *Chrapfer* nicht sehen.»

«Du hast, als Einziger deiner Branche, eine Marke aufgebaut. Wie?» – «Ja, weil ich eben immer so gearbeitet habe, mit, am Anfang, wenigen eigenen Schreibern, Elektrikern ... Das haben die anderen heute noch nicht, aber so bringt man die Qualität niemals hin. Wir sind eine Boutique, wir müssen *curare il dettaglio* [das Detail pflegen].» – «Und du bist der teuerste Landschaftsarchitekt, oder?» (Ein Garten von ihm kann einen Drittel oder mehr des Immobilien- plus Grundstückpreises kosten.) «Nein, ich verrechne nach SIA-Normen [Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein]. Aber wenn man eine Aussenküche mit Pergola und einen Pool dazu plant, ist das halt teurer, als wenn man nur Pflanzen setzt und einen Plattenweg legt.» – «Man sagt, deine Gärten sähen sehr ähnlich bis gleich aus.» – «Das höre ich zum ersten Mal; dass man unsere Gärten erkennt, habe ich schon gehört. Wir fotografieren jeden Garten, ich habe eine rechte Palette zusammen, jeder ist komplett verschieden. Und angepasst an den Ort.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Einfach weitermachen.»

Sein Lieblingsrestaurant: «Dort zu Mittag zu essen mit der Familie, ist etwas vom Schönsten.» «La Fontelina», Località Faraglioni, Capri, Tel. +39 081 8370845.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20			21						
22	23					24			25		26
				27		28		29		30	
31		32	33				34				
	35					36	37			38	39
40				41				42			
43						44		45			
		46						47			
48						49			50		



Lösungswort — Eingeschworene Schweizer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Den Samenkern haben wir als Gebäck auch bitterlich gern. 7 Die ... kann in Deutschland politisch nur auf ... zählen. 12 Sehnsucht, sucht Franzosen heim. 13 Wir holen ihn immer und immer wieder. 16 Er führt Menschen zum Licht - oder auch nicht. 17 Cliché, dass man ihn sich aus Amerika wünscht. 18 Menschenkind, wie er den Druck misst! 20 Welches auch immer, Hauptsache, es hilft. 22 Lebenserfahrene Weiblichkeit? In der Mehrzahl sicher. 24 Gut, in England verbreitet. 25 Was die ETH für die Schweiz, ist es in etwa für die USA. 27 Wilder Hornträger aus Südostasien. 29 Körper, zum Flug bereit, wie weit auch immer. 31 Bandar Seri ist damit asiatische Hauptstadt. 34 Beim afrikanischen Staat ist am Ende etwas verschoben. 35 Keine Narkose, doch der Beginn einer Betäubung. 36 In Ghana gehört fast jeder zweite zu ihnen. 38 Fast schon ein Fall, rollt man ihn von hinten auf. 40 Das machen viele Ärzte täglich. 42 Solche Sätze sind für Tennisspieler typisch. 43 Keine Leuchte, doch schöner Körper, himmlisch gar. 44 Nicht definitiv naiv, vielleicht auch fürsorgend. 46 Single passt, fragt sich nur, für was. 47 Bürgerlich Wolfgang Roloff, singend dann er. 48 Das Treffen machen Teenies untersich aus. 49 Quartier in Zürich, weitläufiger als es den Anschein macht. 50 The Skatalites stehen teils für diese Musik.

Senkrecht — 1 Amerikanische Filmhelden in Schwarz. 2 Dorf beim Bayrischen Wald, Stadt beim Südlichen Ural. 3 Der schiefe Turm von dort - bei Chicago. 4 In der Triade enthalten. 5 Das Opfertier schmeckt lecker. 6 Die Tessiner Täler sind so dann nur eines. 8 Aus solcher Haut macht niemand ein Brautkleid. 9 Antike Himmelsgöttin wie Vertiefung. 10 Glaubenssache mit finanziellem Hintergrund. 11 Währung ohne Endung. 12 Der Verlust jener Münze ist für manche Spanier hart. 14 Kalt, wo der Wald die Erde umschliesst. 15 Sie brüllen und erfüllen so Träume von Formel-1-Fans. 19 Folgt einwohnermässig auf Jakarta und Surabaya. 21 Was nach hinten weist, aber nur von dort den richtigen Weg nach vorne zeigt. 23 Ohne sie wohnen höchstens Einsiedler. 25 Mehrheitlich für Schweizer, für Deutsche eher so. 26 Südasiatisches Export-Holz. 27 Herrscher, bis Karl der Grosse zu ihrem Beherrscher wurde. 28 Namensgeber einer höchst privaten Sache. 30 Sitzen, sorgt für Entspannung oder Verspannung. 32 Es dient zum Werken und Wirken. 33 Diagnose: fehlender Muskeltonus. 34 Mit ihm im Fluss im Fluss. 37 Für die einen Machos, für andere Helden. 39 Adam, einst bedeutendster polnischer Dichter. 40 Die CH-Gewerkschaft initiierte 1991 einen Frauenstreik. 41 Ziemlich gerupft, das Dutzend. 42 Hose, kaum als solche zu erkennen. 45 Die im Zentrum der Aubergine. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 365

T	I	P	P	T	O	P	P			I	C	I	N	G	
E	E		O	L	A	E	R	M	I	G		A			
A	L	T	M	E	T	A	L	L		M	E	L	U	N	
K	U	R	E	N		N	I	E	D	E	R	U	N	G	
	L	A	T	E	N	T		K		V		B			
	O		E			A	U	T	O	M	A	T	E	N	
A	N	D	R	A	N	G		R	I	A			K		
A	G	E		N		E	M	O	T	I	O	N	A	L	
R	A	B	A	T	T			H	A	S	E	N			
H		O	R	E	I	L	L	E		C	L	A	N	S	
U	K	R	A	I	N	E		R		H	E	F	T		
S		A	L	L	A	H		D		U	E	N	G	E	R

Waagrecht — 1 TIPPTOPP 6 ICING (unerlaubter Weitschuss im Eishockey) 10 LAERMIG 12 ALTMETALL 15 MELUN 17 KUREN 18 NIEDERUNG 19 LATENT 20 AUTOMATEN (von lat. automatus, aus eigenem Antrieb handelnd) 23 ANDRANG 26 RIA (umgekehrt: air, franz. f. Luft) 27 AGE (franz. und engl. f. Epoche, Zeitalter) 28 EMOTIONAL 30 RABATT 33 HASE 34 OREILLE (franz. f. Ohr) 36 CLANS 38 UKRAINE 39 HEFT 40 ALLAH 41 DUENGER

Senkrecht — 1 TEAK 2 PETRA (aus petros: griech. f. Stein) 3 TOENE 4 PLANTAGE 5 PALI 6 IMME 7 CIERVA (Juan de la Cierva, und span. f. Hirschkuh) 8 IGLU 9 GANG 11 ELEKTROHERD 13 LULONGA 14 METER 16 UNBEKANNTE 21 OITA 22 MAISCHE 23 AARHUS 24 DEBORAH (hebr. f. Biene, Vogel: galizische Philosophin) 25 ANTEIL (an der Beute) 29 OELEN 31 ARAL 32 TINA (Nati) 33 LEH (-rer) 36 AFG (Arena, Fussballstadion des FC St. Gallen)

Lösungswort — **POLTERABEND**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II



EINE ROLEX IST WEIT MEHR ALS EINE ARMBANDUHR, SIE IST EINE WERTANLAGE. IM LEIDENSCHAFTLICHEN STREBEN NACH PERFEKTION AUS HOCHWERTIGSTEN MATERI-ALIEN GEFERTIGT, VEREINT SIE EXZELLENT E FEINUHRMACHERKUNST UND ZEITLOSE ELEGANZ. SO IST DER WERT EINER ROLEX GENAU SO BESTÄNDIG WIE SIE SELBST.

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com


ROLEX